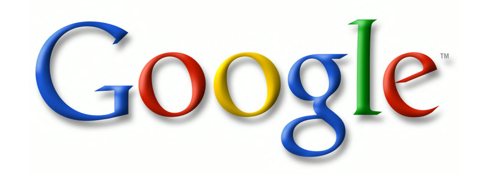
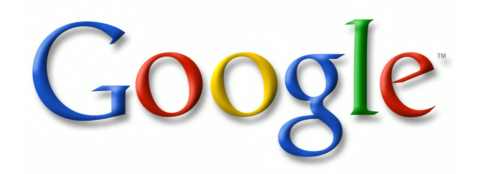
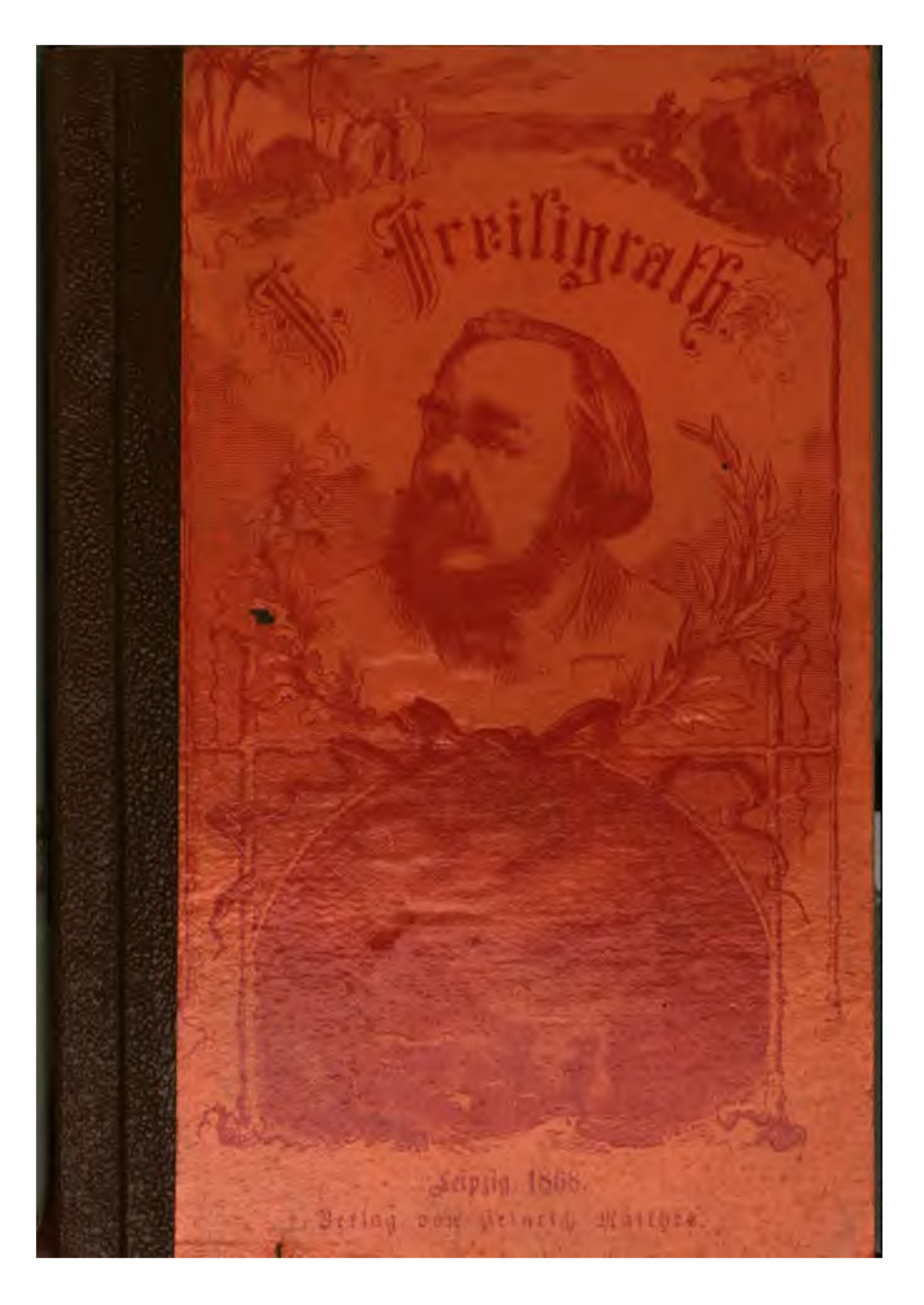





F. Freiligrath
Leipzig 1868.
Verlag von Heinrich Matthes.


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



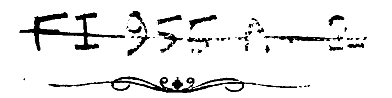
Ferdinand Freiligrath.

Zum Verständniß des Dichters und als Begleitgabe zu seinen Werken

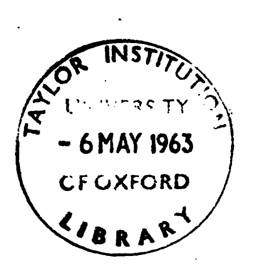
von

August Kippenberg.

(Der Netto-Ertrag ist dem Freiligrath-Fond bestimmt.)



Leipzig.
Verlag von Heinrich Matthes.
1868.



Vorwort.

Den Kern der vorliegenden kleinen Schrift bilden zwei Vorträge, die am 6. und 13. Juli d. J. vor einem kleineren Kreise gebildeter Frauen und Männer von mir gehalten wurden. Seitdem ist Kinkels schöne Leipziger Festrede auf Freiligrath erschienen, die bereits einen großen Leserkreis gefunden hat, und der der weiteste zu wünschen ist. Wenn ich gleichwohl nun auch meine Arbeit der Oeffentlichkeit übergebe, so darf ich mich vielleicht der Hoffnung überlassen, daß dieselbe, an Tendenz, Inhalt und Fassung so vielfach verschieden von der des berühmten Dichters, auch von Denen nicht ohne Interesse gelesen werden möge, die sich an Kinkels Worten erfreuten. — Ich habe mir erlaubt, im Schlußkapitel mehrere Sätze dieser Schrift, die Biographisches aus den letzten Jahren bringen, aufzunehmen.

Unter den so verschiedenen Beurtheilungen der Freiligrath'schen Muse weise ich vorzüglich auf die von Rudolf Gottschall hin. Unbefangener und richtiger ist, meinem Bedünken nach, Freiligrath von Niemand gewürdigt worden, als von diesem geistvollen Dichter und Kritiker. („Die neue deutsche Lyrik", Aufsatz im 8. Bande der „Gegenwart". Pag. 47 bis 50. „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts". 2. Aufl. 3. Bd. Pag. 148 bis 157.)

Mögen die folgenden Blätter von spruchfähiger Seite als ein zum Verständniß und zur Würdigung Freiligraths und seiner Dichtung*) geeigneter Beitrag angesehen werden können und in den weiten Kreisen der Gebildeten die auf Werthschätzung seiner Poesie und seines Charakters ruhende Theilnahme an dem Dichter vermehren!

Bremen, im September 1867.

Der Verfasser.

---

*) Hoffentlich wird uns bald eine Gesammtausgabe seiner Werke für Deutschland, auf welche die gegenwärtige Zeit besonders hinweist, geboten.

Im Verlage von **Heinrich Matthes** in Leipzig sind bereits erschienen:

Eubasch, E., Bouquet. Original-Novellen. 25 Ngr.

Inhalt: Die Engelwacht. Eine weiße und rothe Ballblume Die Madonna der Rache. Bamboche, ein Stück Pariser Leben. Tänzerin und Theologe. Eine Phantasiegeborne. Hanswürstchen. Parmaveilchen.

Merx, Dr. A., Nicht nach der Schablone. Novellen. 2 Bde. 2 Thlr.

Inhalt: Dr. Arnold. — Eine Kirche am Genfer See.

Mühlbach, Louise, Kaiserin Claudia, Prinzessin von Tyrol. Historischer Roman. 3 Bde. 5 Thlr.

Schrader, A., Tod u. Leben. Roman. 2 Bde. 2 Thlr.

Wehl, Feodor, Plauschgeschichtchen. 1 Thlr.

Inhalt: Das Trauerspiel am Achensee. — Der Sturm im Glase Wasser. — Der Tod auf Thurm Lahneck. — Der wunderbare Traum. — Eine Episode. — Eine Mordnacht. — Sonderbare Entdeckung eines Raubmörders. — Es giebt einen Gott. — Der Jüngling mit dem Greisenkopfe. — Ein Abenteuer auf dem Meere. — Blicke in ein dunkles Gebiet der Seele.

——— **In Mußestunden. Ernste und heitere Essays** zum Vorlesen. 1 Thlr.

Inhalt: Etwas über Gesellschaft und die Kunst, welche zu geben und zu machen. — Die Macht der Musik. — Zur Geschichte der Rose. — Die Kunst, alt zu werden. — Ein Plauderstündchen. — Zur Erziehung der Deutschen. — Die Perle und ihre Geschichte. — Ueber die Macht der Einbildung und des festen Willens.

——— **Didaskalien. 1 Thlr.**

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Pantheon deutscher Dichter. Siebente verbesserte Aufl. Medaillonband $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Foglar, Ludwig, Leidvoll und Freudvoll. Neue Gedichte. Illustrirt. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 20 Ngr.

Möser, Albert, Gedichte. 15 Ngr.

——— Sonette. (In drei Farben gedruckt.) 10 Ngr.

Wehl, Feodor, Vom Herzen zum Herzen. Gedichte. 25 Ngr., geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 10 Ngr.

——— Lustspiele. 3 Bde. à 1 Thlr.

Inhalt: Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet. — Alter schützt vor Thorheit nicht. — Die Tante aus Schwaben. — Eine Frau, welche die Zeitungen liest. — Ein modernes Verhängniß. — Romeo auf dem Bureau.

Der Kosmos des Herrn v. Humboldt. — Das Haus Haase — Graf Thyrsis. — Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die drei Langhänse. — Eine glühende Kohle. — Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. — Ein Vorspiel der Liebe. (Sololustspiel). — Wie gut es manchmal ist, jemanden nicht zu treffen. (Sololustspiel). — Wie man zu einer Erklärung kommt.

Ziel, E., Gedichte. 20 Ngr., geb. mit Goldschnitt 1 Thlr.

ONDINE.

Conte

du baron **Frédéric de La Motte-Fouqué.**

Traduit de l'allemand par

la baronne Albertine de La Motte-Fouqué (née Tode).

Mit 8 Oeldruckbildern und Randzeichnungen.

14 Bogen in Quart.

Prachtband mit Goldschnitt 5 Thlr.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die deutsche Dichtung während des dritten und der ersten Hälfte des vierten Jahrzehnts d. Jahrh.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war, wie das deutsche Leben überhaupt, so auch die Dichtung in einen Zustand großer Ermattung verfallen. Verklungen mit der großen Zeit, welche sie geboren, waren die Lieder voll heiligen Zorns und heiliger Begeisterung, in denen es helltönte und hellaufblitzte wie Schwerterklang und Schwerterblinken. Die in den Befreiungskriegen gehegten Hoffnungen einer wahrhaften Wiedergeburt Deutschlands waren nicht in Erfüllung gegangen. Dem deutschen Staatenbunde fehlten alle Eigenschaften eines freien, großen Organismus, und der Mangel an nationaler Einheit und politischer Freiheit brachte in den Gemüthern eine trübe Verstimmung hervor, die allmälig von den gebildeten Kreisen aus auch in das Volk einzudringen begann. Vornehmlich empfunden wurde der Druck, der auf dem öffentlichen Leben ruhte, in der Censur, der Beschränkung der Lehrfreiheit, der Verfolgung liberalgesinnter Männer, der Polizei- und Beamtenwillkür und in ähnlichen Maßregeln der Regierungen.

Kein frischer Hauch einer nationalen Erregung und Hoffnung durchdrang das Jahrzehnt. Nur der Befreiungskampf eines fremden Volkes, an das sich theure Erinnerungen knüpften, der Griechen, gewährte einen erquickenden Anblick. — Eine ähnliche Windstille lagerte auf dem Gebiete der deutschen Poesie. In den Befreiungskriegen, wo die Lyrik einen so gewaltigen Aufschwung genommen hatte, war von Vielen der Glaube getheilt worden, daß die vaterländische Dichtung nunmehr herrlich emporblühen werde; diese Hoffnung sah sich nicht erfüllt. Die Poesie dieser Zeit war nur ein Austönen oder Verzerren längst gehörter Weisen. Noch leuchtete Goethe's unvergleichliche Sonne, aber sie stand tief an ihrem Abendhimmel und warf ihre letzten, matten Strahlen. Jean Paul's sprudelnde Phantasie war im Versiegen, und um die Mitte des Decenniums ging er heim. Die Romantiker alten Schlages sangen fort in ihrer sinnumstrickenden, mondbeglänzten Zaubernacht, aber ihre Lieder waren mehr noch, als sonst, ein eitles Spiel mit süßlichem Wortgeklingel und unklaren Vorstellungen geworden. Es gab hier viel selbstgefällige, mit der mittelalterlich-katholischen Anschauung coquettirende Frömmelei, viel wildphantastisches Spiel im Märchenwalde und Zauberbrunnen und nebelhaftes Träumen in seliger Ritter- und Minnezeit. Feste, klare Gedanken fehlten dieser Poesie, die nur in süßen Tönen denken wollte, da Gedanken zu fern ständen, die in stiller Nacht bei dem Anblick der Sterne seufzte und weinte und sich schließlich zu einer Selbstermunterung ermannte, wie der bekannten: „Vertrau dem stillen Licht der Sterne, die kleinen goldnen Sterne sind dir nicht ewig ferne; gerne, gerne gedenken ja deiner die Sterne.“ Der Ueberschlag des Mittelalter-

lich-Phantastischen in das Alt- oder Modern-Gräßliche, der in den Werken E. Th. A. Hoffmann's seinen Gipfelpunkt erreichte, konnte den Werth der romantischen Poesie nicht steigern. Romanzen voll Spukes und blutigen Mordes, Dramen, in denen ganze Familien durch die Schuld von Ahnfrauen oder andere mystische Verhängnisse dem schrecklichen Untergange anheimfallen, Erzählungen voll Nachtwandler und Doppelgänger, Automaten und Vampyre, — solche Dichtungen, die das Haar sträuben und das Blut erstarren machten, nahmen in der Literatur dieser Zeit einen breiten Platz ein. Neben diesen Poeten wandelten die Nachbildner der classischen Dichtungsweise, vorzüglich derjenigen Schillers, und Epigonen der Periode der Sentimentalität. Wenn die Romantiker Graus, Mystik und Spuk mehr und mehr gehäuft, ihre Gemälde immer mehr mit „Ruß und Blut" gemalt hatten, so waren die Dichter der Empfindsamkeit immer fadenscheiniger, abgeblaßter geworden. Es gab hier sehr schönklingende, formenvollendete Lieder, nur enthielten sie alltägliche Gedanken und Empfindungen ohne Tiefe und Kraft. Wie in der Romantik die Phantasie, so lief hier das gute, gefühlvolle Herz mit der wahren Poesie durch. Da besang man thränenden Auges alle möglichen menschlichen Tugenden; man sang der Hoffnung, als dem Morgensterne, der durch des Schicksals Dämmerung blinkt, dem Mitleid, als dem geweihten Balsam eines wunden Herzens, man zeichnete in demselben Stil und Colorit die Naturgemälde bei Morgen- und Abendbeleuchtung, die Lieder, in denen der Mond auf Irrwischtänze und dunkles Uferschilf herniederschaut, und man wurde auf dem Kirchhofe und am Fuße alter Ritterburgen und Klöster stets von denselben Empfindungen befallen.

Von der wüsten Bizarrerie so vieler romantischen Dichter hoben sich diese Nachklänge Klopstock'scher, Hölty'scher und Schiller'scher Lyrik, wie sie u. A. Kosegarten, Matthisson, Tiedge und Mahlmann brachten, freilich vortheilhaft genug ab. Auch trifft der Tadel vornehmlich die zahlreichen untergeordneten Talente, die in der Fülle von Musenalmanachen und Taschenbüchern, aus denen die damalige ästhetisch-gebildete Welt ihre Hauptnahrung zog, sich hören ließen. In denselben flossen überhaupt beide literarische Hauptströmungen der Zeit, sowohl die romantische, wildphantastische, als auch die sentimentale, melancholisch-reflectirende, häufig ihre Fluthen mit einander mischend, in reichlichem Wasser dahin. Es gab eine verschwenderische poetische Production, aber überall Anlehnung, Nachahmung, — kein wahrhaft dichterisches Empfangen und Gestalten. Die Kunst schien zum bloßen Können herabzusinken, die Grenze zwischen dem Dichter und dem Dichterling sich mehr und mehr zu verwischen. Welchem irgend begabten Geiste wäre es nicht auch möglich geworden, bei einem alten Gemäuer die pflichtschuldigen Empfindungen in wohlklingende Verse zu setzen, oder eine romantische Symphonie nachzuspielen!

Doch machte sich unter den welkenden Blümchen der Empfindsamkeit und dem verdorrenden bunten Laube vom romantischen Wunderbaume mehr und mehr der junge, verheißungsvolle Aufsproß eines neuen, gesunderen Geisteslebens bemerkbar. Es treten hervor die ersten Keime unserer modernen Literaturperiode, und wir finden sie selbst in den nun noch entstehenden Schriften ausgeprägter Romantiker verstreut. Anfangs wenig entwickelt und unter dem Vielen, was der literarische Tagesmarkt bot, wenig be-

achtet, entfalteten die Erzeugnisse einer fortschreitenden poetischen Richtung sich bald selbstständiger. Bei der lebendigen Wechselbeziehung der drei großen modernen Culturvölker und ihrer Literaturen konnte ein fördernder Einfluß der gleichzeitigen englischen und französischen Poesie nicht ausbleiben. Beide gaben damit der deutschen Literatur zurück, was sie selbst von ihr empfangen, aber im eigenen Geiste weiter entwickelt hatten. Namentlich waren es die beiden großen Dioskuren Englands, Byron und Scott, welche ihre Strahlen auf diese Zeit unserer vaterländischen Dichtung warfen. Der ideale Freiheitsdrang und bittere Weltschmerz bei allem Elend der Zeit und aller Bosheit der Menschen in dem Einen, die Erfassung der Wirklichkeit in Natur und Geschichte und die liebende Versenkung in das Volksleben in dem Anderen spiegelten sich bald auch in der deutschen Poesie wieder. — Sehr geräuschlos traten die ersten Symptome eines neuen Lebens in dieser auf. Uhland, Rückert, Platen und andere Dichter, deren Anfang in diese, deren größere Bedeutung in die nächstfolgende Periode fällt, erschienen theils noch zu wenig selbständig und bedeutsam, theils an Inhalt und Fassung zu abstract und formell, als daß sie wesentlichen Einfluß hätten gewinnen können. Eine nicht unbedeutende Wirkung übten Wilhelm Müller's Dichtungen. Seine anmuthigen Lieder im Volkstone und seine „Griechenlieder" voll Wärme und Kraft deuteten entschieden eine Richtung an, die sich von mittelalterlicher Romantik und von Empfindelei befreite und dem modernen, frischen Leben zuwandte. Als aber im Jahre 1826 Heine's „Reisebilder" und im folgenden Jahre sein „Buch der Lieder" erschien, da hörte man unter den oft vernommenen Sangweisen neue, überraschende

Melodien. Heine's Muse flog als ein keckes und neckisches Vöglein leichtfüßig im deutschen Dichterwalde einher, das bald im lustigen Uebermuth die alten romantischen Klänge höhnend nachpfiff, bald die tiefsten und reinsten Empfindungen in wunderbar ergreifenden Tönen ausströmen ließ; nur daß es gemeiniglich am Ende solches Sanges das unbarmherzig verspottete, was der innersten Brust entquollen schien. Die Heine'schen Poesien von der Lotosblume, die dem Monde ihr frommes Blumenangesicht entschleiert, von dem Fichtenbaum auf Nordens kahler Höh', der von der Palme an brennender Felsenwand träumt, von den alten bösen Liedern und Träumen, die sammt der Liebe und dem Schmerze begraben werden, von der Wallfahrt nach Kevlaar und so viele andere seiner Dichtungen voll süßer Romantik und wieder voll frischen Lebens der Gegenwart, voll Innigkeit und Lieblichkeit und zugleich voll ätzenden Spottes und höhnenden Uebermuths, — sie verkündeten einen neuen Geist in neuer Zunge. Und als nun in Deutschland die Forschung in den wichtigsten Fragen, welche der Mensch sich stellen kann, neu erwachte; als man im öffentlichen Leben mehr und mehr vernahm das Rauschen der großen, befreienden Gedanken, die das achtzehnte Jahrhundert geboren; als in Frankreich die drei glorreichen Julitage das alte System der Knechtschaft der Geister zerbrachen, und überall sich die Gemüther den großen Interessen der Zeit zuwandten: da mußte das freie Geisterleben, wie es auch im deutschen Volke neu aufblühte, die abgestorbenen poetischen Schalen völlig von sich abwerfen. Von den Herrlichkeiten der Vergangenheit, in die man sich einst bei dem Jammer der Gegenwart hineingeträumt hatte, ging man hoffnungsvoll zu einer schöneren Zukunft über. Die politische Ge-

genwart blieb freilich trübe, ja sie ward drückender, als vorher. In Folge der Julirevolution und der darauf folgenden Bewegungen in den Nachbarstaaten Deutschlands und Zuckungen in unserem Vaterlande selbst, wurde die Reaction des Bundestages und der Regierungen gegen die freiheitlichen Bestrebungen verdoppelt. Die Idee eines allgemeinen deutschen Volksthums und die Forderungen oder Wünsche, die sich aus ihr ergaben, galten als Ausgeburten revolutionären Geistes, die Censur wurde verschärft, liberale Zeitschriften wurden unterdrückt, landständische Versammlungen aufgelöst, freisinnige Mitglieder der Universitäten und Verwaltungen eingeschüchtert oder gemaßregelt, und der Schlußstein zu solcher Unterdrückung der Volks- und Gedankenfreiheit in den berüchtigten Ministerconferenzen zu Wien gelegt (1834), durch welche auch in den Einzelstaaten, wo Volksvertretungen bestanden, der That nach die absolute Regierungsgewalt begründet wurde. — So niederdrückend aber die staatlichen Zustände blieben, so gewaltig war der Fortschritt des Geistes; er konnte von den Hemmnissen, die man ihm anzulegen bemüht war, nur gereizt und gekräftigt, nicht mehr eingeschüchtert und eingeschläfert werden. In der deutschen Philosophie und Dichtung wogte wieder Sturm und Drang. Heine „entledigte sich vollkommen aller romantischen Thorheit“; aus dem „Abendstern der Romantik“ wurde nun der Morgenstern, der die Sonne eines neuen poetischen Tages heraufsteigen sah. Die Auflösung der alten romantischen Weltanschauung vollzog sich sichtbar. Platen sang seine freiheitglühenden Oden und feierte in den Polenliedern den Heldenkampf und Schmerz eines untergehenden edlen Volkes; Chamisso zeichnete düstre Gemälde in neufranzösischem

Colorit, oft mit socialistischem Anfluge, wie „das Gebet der Wittwe", gab aber auch in „Frauen-Liebe und -Leben" die reinsten Klänge wahrster Herzensempfindung; Rückert kehrte aus dem Orient wieder zurück in das deutsche Leben und Empfinden und entlockte eben jetzt seiner Leier herrliche Klänge; Lenau schuf seine elegisch-weichen Lieder, durch welche der Zwiespalt der modernen und vergangnen Weltanschauung bricht; Uhland, Schwab und Kerner führten die Romantik der Gegenwart zu, indem sie der phantasievollen Auffassung und der Vorliebe für das Mittelalterlich-Nationale eine klare, feste Grundlage gaben an kernhaftem deutschen Leben und wahrer Naturempfindung; Mosen dichtete seine innig-patriotischen, schlichten Lieder: — kurz überall im deutschen Dichterhaine ein neuer Lenz voll frischen, zukunftreichen Sprossens. Die classische Poesie hatte das Leben vorwiegend frei-menschlich und ästhetisch aufgefaßt und an ihre Schöpfungen die Forderung einer Gestaltung nach den Regeln des Schönen gestellt. Die Romantik hatte die festen Kunstregeln verworfen, ja für die Aufhebung der Gesetze der folgerecht denkenden Vernunft und für die Willkür der Phantasie in der Poesie sich ausgesprochen, und zugleich statt der Anlehnung an das classische Alterthum und eines allgemein-menschlichen Inhalts den nationalen Charakter der Dichtung im mittelalterlich-christlichen Gewande betont. Daneben hatte sie wieder, hier an Herder anknüpfend, alles aus dem phantasievollen Volksgeiste Geborne, gleichviel auf welcher Flur es erwachsen, mit Vorliebe betrachtet. Die moderne Poesie suchte beide Richtungen zu einer höheren Einheit zu entwickeln. Vom Standpunkte des modernen Denkens und Empfindens, wie es sich namentlich durch die Geistesarbeit des vorigen

Jahrhunderts begründet hat, sollte der Geist weitschauenden Blickes das Poetische überall ergreifen und festhalten, im Besondern sich in der Dichtung die Gegenwart mit ihrem Sehnen, Streben und Kämpfen, ihrem Lieben und Hassen spiegeln. Begierig verlangte die Zeit nach Durchführung dieses Gedankens nach allen Richtungen. Als begeisterter Apostel und Prophet des freien Geistes in Staat und Kirche trat in den 1831 erschienenen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" und mehr noch in dem 1835 herausgegebenen „Schutt" Anastasius Grün auf. Ihm ist Freiheit „die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt". In Jean Paul'schem Duft und Glanz feierte er die Verklärung der großen Freiheitsideale: der Gedankenfreiheit, der Menschenrechte, des Weltbürgerthums — und die erhebende Vorschau eines großen Ostermorgens der Freiheit, an welchem sie siegreich alle Bande ihres Grabes sprengen und eine Zeit herbeiführen werde, in welcher mit dem alten Staate und der alten Kirche Schwert und Kreuz für immer beseitigt seien. Neben diesem Gefühlspolitiker aber wetterleuchtete schon am Horizonte die an Heine und Börne sich anschließende jungdeutsche Schule mit ihren revolutionären, alles geschichtlichgewordene Leben in Staat, Kirche, Gesellschaft und Sitte zersetzenden Bestrebungen und ihrem modernen, politisch-socialen Weltschmerze.

So das Bild deutschen Geisteslebens und deutscher Dichtung in der ersten Hälfte des vierten Jahrzehnts. In Summa: Ein Drängen und Treiben der modernen Bildung, das neue Perspectiven eröffnet und nach neuen Zielen ringt. Noch bewegen sich in den ausgefahrenen Gleisen der Empfindsamkeit und Phantasterei zahlreiche Allerweltsdichter, aber die Na-

tion, namentlich die Jugend, wendet sich ihnen völlig ab. Begierig nimmt sie die neuen Stoffe und Formen auf, welche die Poesie ihr darbietet, und ebenso sehr verlangt sie nach ferneren Aeußerungen des neu-erwachten Geistes.

Zweites Kapitel.

Freiligraths Auftreten. Charakter seiner Dichtung und deren Einfluß auf die Zeitgenossen überhaupt.

Da erstand in Deutschland ein Dichter, welcher mit einem Schlage auf das Entschiedenste mit dem Althergebrachten und Ausgelebten brach, der völlig neue Stoffe in neuer Fassung darbot. Er warf nicht blos den morschen Hausrath der Phantasterei, Sentimentalität und dürren Reflexion aus dem Tempel seiner Poesie hinaus, sondern bekränzte auch den Altar, den er dem Apoll aufrichtete, mit fremdartigen, nie gesehenen Blüthen. Es war Ferdinand Freiligrath, ein junger Kaufmann, der Sohn eines Lehrers in Detmold und daselbst 1810 geboren, der, als Commis auf einem Comptoire in Amsterdam beschäftigt, im Jahre 1834 in dem von Schwab und Chamisso herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach" einige Gedichte, unter ihnen „Moosthee" und „Scipio" veröffentlichte, welche den frappantesten Gegensatz zu der langgewohnten Bücherpoesie boten. Ihnen folgten im nächsten Jahre im Morgenblatt und wieder im Musenalmanach ähnliche

Erzeugnisse, bis der Dichter (1838) seine Lieder, begleitet von einer großen Anzahl Uebersetzungen französischer und englischer Poesien, in einer reichen Sammlung („Gedichte“) erscheinen ließ. Der junge Dichter sang nicht von Herzensweh und Liebesglück, von Lenzsonne und Weinseligkeit, er träumte nicht von wonniger Ritter- und Minnezeit, — sein Blick war der Weltwirklichkeit, dem Natur- und Völkerleben der Gegenwart zugewandt; mit kräftigem Pinsel entwarf er Bilder aus fremden Zonen mit dem ganzen farbenglühenden Colorit ihrer Heimath. Das weite, unendliche Meer mit seinen Stürmen und Klippenküsten, seinen lachenden Palmeneilanden und buntbewimpelten Schiffen; die stille, brennende Wüste mit ihren Luftspiegelungen und darinnen die braunen, turbanbedeckten Männer, die auf hohen Dromedaren ihre sandigen Pfade ziehen; die grimmen Raubthiere des tropischen Urwaldes wie die ungefügen Geschöpfe der Meerestiefen, der Neger in seiner Rohrhütte und der Pharao im goldstrotzenden Palaste das Alles trat in den schimmerndsten, sattesten Farben vor den Geist des entzückt Lauschenden und umstrickte ihn mit den Wundern fremder Welten. In wundersamem, bezauberndem Glanze ging sie auf, die Freiligrath'sche Dichtung; bald furchtbar-prächtig, wie Nordlichtschein, über Island's Gletschern schwebend, bald in stiller Sternenpracht, wie das Kreuz des Südens, in lauen Tropennächten funkelnd, und sich spiegelnd in Riesenströmen, die durch Urwälder rauschen; bald wieder als Gluthsonne vom wolkenlosen Himmel herab den Sand der Wüste beleuchtend. Ein Geistesleben voll reicher und beweglicher Anschauung that sich hier auf, und was die glühende Intuition geschaffen, lag an Stil

und Färbung vollendet ausgebreitet. Die Form schmiegte sich nicht blos dem Stoffe auf's Innigste an, Inhalt und Form vereinigten sich zu einem Gemälde. Glühfarbige, blendende Wortbilder, schlagende Bezeichnungen der fremdartigen Vorstellungen, krausgerollte Reime, die an eine ferne Welt erinnerten, kühn einherschreitender, oft orkanhaft dahinbrausender Gang der Verse erzeugten nicht minder, wie die Darstellungen fremdländischen Natur- und Völkerlebens an sich, freudige Ueberraschung und Bewunderung. Andererseits „erschrak“, nach Karl Gödeke's treffenden Worten, „die Schmetterlingjagende Lyrik, die um ein zertretenes Blümchen auf der Au weinen konnte, als der westfälische Dichter bei isländischem Moose an die nordlichterhellten Nächte und die Gluth- und Wasserspeier dachte, bei denen jene bitteren Flechten gewachsen, als er den Löwenritt schilderte, als er den Sclaven Scipio an den einzigen Genuß, der dem reichen Pflanzer mangele, an den Genuß des Menschenfleisches, denken ließ. Die Reimkünstler, die leben und weben, singen und klingen konnten, erschraken über die neuen Reime Gnu und Karu, Cochenille und Vanille, Tiefen und Lakediven. Die zarte, geglättete Bildung wurde über die Barbarei der Stoffe, die geschniegelte Künstelei über die Barbarei der Formen stutzig, aber Kenner athmeten unter dem brausenden Hauche dieser naturerfrischenden Luft, wie im Sturme nach matter, schwüler Dürre.“

Woher diese überraschende Poesie, die so gar nicht an die Vergangenheit anzuknüpfen schien?

Ein Genius, begabt mit einer lebhaften und reichen Phantasie, welche die Bilder der Außenwelt begierig in sich sog, in aller Naturfrische festhielt

und mit Leichtigkeit associirte, und mit einem alle Erscheinungen mit Liebe umfassenden Gefühl hatte von früh auf aus allen Stoffen, die Elternhaus, Schule und Lecture ihm darboten, Vorstellungen fremden Lebens in sich aufgebaut. In seinen Erstlingsgedichten, den „Tagebuchblättern" und anderen Liedern giebt uns der Dichter selbst einige Skizzen seiner Geistesentwickelung: wir sehen das Kind im traulichen Familienzimmer des Vaterhauses. Die alte Bilderbibel liegt aufgeschlagen vor ihm auf dem Stuhle. Zu seiner Seite sitzt die Mutter und zeigt ihm die mit Arabesken eingefaßten Bilder, die ihm die Welt des Morgenlandes mit ihren Wüsten und Palmen, Kameelen und Hirtenzelten malen; hier Abraham unter den Eichen vom Mamre, wie er die Engel empfängt, dort Rebecca, schön und bräutlich, den Krug auf der Achsel tragend. Die Mutter erfüllt des Kindes Bitte: sie deutet ihm der Bilder Sinn und Wesen und lehrt es dabei fromme Sprüche und Lieder. Und je öfter der braune Foliant dem heranwachsenden Knaben von seiner Lieben Hand gereicht wird, desto mehr träumt er sich, des Spiels vergessend, in das ferne schöne Wunderland. — Es ist charakteristisch für die Geistesrichtung Freiligraths, daß nicht die Erzählungen von einem Abraham, Joseph, David u. A. das Kindesgemüth so erfüllen, daß solche Empfindungen dauernd in ihm nachklingen, sondern die Bilder mit den fremdartigen Gegenständen aus Natur- und Menschenleben es sind, die in der Phantasie unauslöschlich haften. So klingt denn auch in seiner späteren Dichtung der alttestamentlich-religiöse Ton selten oder nie an; wohl aber steht ihm eine bestimmte Situation: „Moses auf dem Nebo, das gelobte Land übersehend" in frischen, erneuten Farben vor.

Wir erkennen weiter, wie Natur, Geschichte und Dichtung der empfänglichen Seele mannichfaltige Vorstellungen zuführen. — Dem Gymnasium und der gelehrten Bildung sich abwendend, begiebt sich der werdende Jüngling 1825 nach Soest, um daselbst, in Rücksicht auf einen Oheim, der Kaufmann in Edinburgh ist, die Handlung zu erlernen. Durch eifriges Studium der gebräuchlichsten Fremdsprachen legt er den Grund zu seiner späteren umfassenden Bekanntschaft mit der englischen und französischen Literatur. Es regt sich in ihm der Drang, die Bilder fremdländischen Lebens in aller der Sinnlichkeit und Frische, in welcher sie in der Vorstellung dastehen, poetisch darzustellen. Da sieht schon der Sechzehnjährige bei dem isländischen Moosthee, den er trinkt, damit die kranke Brust gesunde, die arktische Insel vor sich mit ihren dampfumrollten Bergkegeln, aus denen blutrothe Flammenzungen auflodern und mächtige Steine feurig zum schwarzen Himmel emporsprühen, und hört am Strande des schäumenden Eismeeres die Heldensagen erschallen, von denen die Edda Kunde giebt. Was er schaut, soll Gestalt gewinnen im Gedichte, und Allen möchte er es mit Dichtermund verkünden:

„Wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:
So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen.“

Nach Vollendung seiner kaufmännischen Lehrzeit in Soest begiebt sich der junge Dichter, einundzwanzig Jahre alt, nach Amsterdam, wo er fünf Jahre in einem Bankgeschäft arbeitet. Die durch Eindrücke

der Außenwelt leicht erregte Seele findet hier reiche Nahrung und mächtige Impulse. Das wogende Meer, der belebte Hafen mit seinem bunten Völkergemisch, das ganze vielgestaltige Getreibe dieser großen Handelsstadt giebt ihm eine Fülle von neuen Anschauungen und steigert in ihm die Sehnsucht und Liebe zur Ferne. Da steht er am Hanfe, und mit freudigstem Behagen nimmt die durstige Phantasie die Scenen auf, die sich hier darbieten. Hier wirft eine Brigg Anker, die aus fernem Lande heimgekehrt ist; festlich geschmückt liegt sie da, es fliegen die rothen Wimpel. Des Dichters lebendiger Geist verfolgt ihren Weg rückwärts bis zu Indiens schattigen Bananenhainen, an deren Rande das Schiff die Anker lichtete. Dort sieht er mit Theilnahme auf die Auswanderer vom Schwarzwalde, deren Töchter, braun und schlank, ihre Töpfe und Krüge auf die grüne Bank der Schaluppe stellen. Der Schlittschuh-laufende Neger, das Griechenmädchen, welches Salben und Essenzen feilbietet, das in den Hafen einlaufende Schiff, der stelzfüßige Neger, welcher Netze für dürftigen Lohn verkauft: diese und andere Erscheinungen des Lebens, welches ihn umwogt, erregen sein Interesse und Mitgefühl, leben in seiner Vorstellung fort und gewinnen Darstellung in Gedichten. So sind denn die Lieder dieser Zeit großentheils Skizzen aus dem Kreise seiner Anschauungen. In allen den verschiedenen Formen des Natur- und Menschenlebens, auch in den unscheinbarsten, erkennt des Dichters Geist das Poetische. Wenn er auf dem kühlen Sande des Meeres dahinschreitet, den noch eben die Fluth netzte, wo die Meergräser schwanken und die Möven fliegen, und nun seine flüchtigen Gedanken von Meer zu Fels ziehen, dahin, wo die Jugend verlebt ward, so fühlt er Wald-

gebirg und Meer umweht von dem Hauche der Poesie; auch über den salzigen Fluthen erklingen ihm ihre Weisen, von den Gesängen der Odyssee bis zu der dumpfen Klage auf Salas y Gomez, von der Chamisso uns Kunde giebt.

Bei solcher Geistesanlage und Entwickelung des jungen Dichters mußte die mit dem Beginne der zwanziger Jahre in der französischen Literatur entstehende romantische Richtung einen bedeutenden Einfluß auf sein poetisches Schaffen gewinnen. Wie die deutsche Romantik aus der Opposition gegen die einseitige classische Poesie mit ihren regelrechten, aber häufig charakterlosen und dem Leben fremden Werken hervorgehend, theilte sie mit ihr die Vorliebe für das Besondere, Originale, statt des Allgemeinen, Typischen, und verlor sich, wie diese, in dem Streben nach dem Naturkräftigen und Ungewöhnlichen nur zu oft in das Gräßliche und Barocke. Deutscher Einfluß hatte dabei dem französischen Sinne fördernd nachgeholfen. Die französische Romantik wandte sich unter dem Einfluß der wiedererstarkenden liberalen Ideen bald dem Mittelalter mit Ritterthum und Kirche ab; sie suchte und fand nun das Urwüchsige und Poesiefähige nicht in entlegenen Zeiten mit ihren Mären und Abenteuern, sondern in dem charakteristischen und wildbewegten Menschen- und Naturleben der Gegenwart und vornehmlich auch in entlegenen Räumen, die der Vorstellung Neues und Piquantes bieten. Die Leidenschaft der Elemente und der Menschen, die Natur in ihrer sinnlichen Frische und ungebändigten Wildheit, und im Besonderen wieder solche Lebensbilder, welche diese Ungebundenheit am energischsten darstellen: orientalischer Despotismus, rohe Volksstämme, die Raubthiere der afrika-

nischen Wüsten u. dergl. — das führte die französische Neuromantik in farbenhellen Tableaux voll naturkräftiger Kleinmalerei vor. Die Einwirkung dieser Dichterschule auf den geistesverwandten Freiligrath, vor Allem ihres Vorkämpfers Victor Hugo, der in seinen „Oden und Balladen" (1822) und mehr noch in seinen „Orientalen" (1829) einen Cyclus von solchen Gemälden aufstellte, war eine tiefgreifende. Wie sehr ihn der Zauber derartiger Poesie blendete, beweist schlagend sein Gedicht: „Vier Roßschweife. Im Eilwagen am 15. Juli 1832." Der junge Dichter eilt der Heimath zu, aber die Freude über diesen Umstand kann sich nur an einen Streifzug der Phantasie in den Orient anlehnen. Die Schweife der Rappen, die den Wagen ziehen, erinnern ihn an die Roßschweif-tragenden Muselmänner und deren Herrlichkeiten und Genüsse. Doch „auch ihm flattern vier Roßschweife, und zwar zur Heimath!" — Hier hätten wir gern statt der geschraubten Phantasie einen warmen Herzenston.

Um die Mitte des Amsterdamer Aufenthaltes trat Freiligrath mit Chamisso, welcher sich der modernen französischen Literatur ebenfalls wahlverwandt fühlte und ihrem Einflusse hingab, von ihren krankhaften Auswüchsen sich aber wieder zu befreien begonnen hatte, in brieflichen Verkehr. Unter Chamisso's Aegide trat er denn auch, wie bemerkt, auf den literarischen Markt. Der ältere Freund gab freundliche Aufmunterung, aber er warnte den jungen Dichter auch, die Poesie im Gräßlichen zu suchen und so an der Klippe zu scheitern, an der er selbst oft Schiffbruch gelitten habe; auch rieth er ihm, nicht darauf auszugehen, möglichst viele Gedichte zu produciren. „Es ist Ihnen manchmal geschehen," schreibt er, „ein gutes Gedicht,

ohne neue Zeugung, in Gegendruck blasser abzuklatschen; geben Sie uns nur Urbilder und keine Copien — nicht den „zerrissenen Naturforscher" („Unter den Palmen") neben dem „Löwenritt". Am Ausgang des Aufenthalts in Amsterdam und in der nachfolgenden Zeit wurde Freiligrath von wohlmeinenden Freunden und auch von einer Stimme in sich selbst häufig zum Aufgeben der einseitigen exotischen Dichtung und zur Einkehr in das deutsche Leben mit seinem Empfinden, Streben und Ringen gemahnt. Es wurde ihm aber sehr schwer, die fremde Welt, iu die er sich so tief geträumt, daran zu geben. Kalt und klug erscheint ihm der Norden; er möchte im Sand der Wüste, gelehnt an eines Hengstes Bug, vor den lauschenden Nomaden das innere Feuer seiner Dichtung in lodernden Gesängen ausströmen, vor jenem Volk der Wüste, das auf seinem Rosse selbst wie ein phantastisches Gedicht erscheint. — Er kann nicht folgen den Stimmen, die ihm zurufen, seines Volkes Lust und Leid zu singen, dem Weh der Zeit in seinen Liedern mächtig tönenden und ergreifenden Ausdruck zu leihen; muß er sich doch gestehen, daß nur in der Wüste ihm die Palme grüne! — Doch werden mitunter auch andere Worte laut. Gefällt sich der Dichter in seinem Träumen und Niedertauchen in den orientalischen Zauberquell so, daß er nicht gestört und geweckt sein will, so fühlt er sich doch auch — im Herbst 1836 — von der vorüberziehenden Zeit ernst gerüttelt. Mahnend ruft sie ihm zu, daß er sich besinnen und im eigenen Hause einkehreu möge. Er gesteht sich, daß er die Lande, auf die ein ew'ger Lenz niederthaut, wohl kenne, dagegen die Lenze, die ihn umgeben, achtlos fliehen sah, daß er träumte, statt zu leben. —

Im Jahre 1837 kehrte Freiligrath nach Deutschland zurück, wo er an einem Comptoir in Barmen Anstellung fand. Im folgenden Jahre erschienen im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung die „Gedichte", von denen bis dahin nur ein Theil in den bereits genannten Zeitschriften und außerdem in einigen westfälischen Blättern bekannt geworden war. Sie begründeten den Ruhm ihres Urhebers so fest, daß dieser sich nun entschloß, den Aufforderungeu der Freunde nachzugeben und die kaufmännische Laufbahn zu verlassen, um fortan ganz der Literatur zu leben. In seinem schönen Liede „Roland" (Juli 1839) spricht sich der Kampf aus, der um diese Zeit in der Seele des Dichters gährte:

„Des Lebens Drang — es ist ein grimmer Riese. —
Es drängt der Feind mein Lager spät und früh;
Mein Hüfthorn schlummert: meine Poesie!"

Frei, auf sich gestellt, begab er sich an den Rhein nach Düsseldorf. Mit Begeisterung schaute die Nation, vor Allem das jüngere Geschlecht, auf ihren Sänger. Wenigen war es, wie ihm, gelungen, in solch kurzer Zeit die Gemüther für sich zu entflammen. Der Traum von Hoffnung und Sehnsucht seiner ersten Jünglingszeit hatte sich erfüllt: seine Lieder waren in tausenden von Herzen brausend, zündend niedergefallen!

Drittes Kapitel.

Die „Gedichte" (1838). „Zwischen den Garben" (herausgegeben 1849): Erste Gruppe.

1. Zonengemälde.

Indem wir die erste Sammlung der Freiligrath'schen Poesien nach Inhalt, Form und Bedeutung für die deutsche Dichtung eingehend betrachten, fügen wir derselben die sechs Lieder bei, welche den Anfang der in weit späterer Zeit erschienenen Sammlung: „Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte" bilden. Sie schließen sich der Zeit nach an die erste Periode des Dichters und tragen noch ganz den Charakter derselben.

Wir haben vor Allem auf die Reihe glänzender Bilder unter den „Gedichten" zu sehen, in denen uns Natur- und Menschenleben der Fremde oder das Meer in seinen mannichfaltigen Erscheinungen vorgeführt werden, und die gerade Stoffe bieten, welche als neu und überraschend auftreten. Sie lassen sich in acht Gruppen zusammenstellen. Außer den Thier-Balladen, in denen uns die großen Raubthiere der Tropen in ihrer Majestät und Kraftentfaltung vorgeführt werden, giebt uns der Dichter Zonengemälde aus dem Orient und zwar Wüstenbilder, Schilderungen aus Aegypten und Darstellungen aus dem übrigen türkisch-arabischen Morgenlande; ferner empfangen wir Bilder aus dem Negerleben, europäisch-amerikanische oder Auswanderer-Skizzen, Meerbilder und endlich Darstellungen des Völkerverkehrs und

der länderverbindenden Schifffahrt. Unter den eigentlichen Zonengemälden treten besonders in den Vordergrund die berühmte Thierballade Löwenritt, ihr Seitenstück, das zweite große Wüstenbild: Gesicht des Reisenden, der Scheik am Sinai, der Mohrenfürst und das Lied Memnons. (Dieses „zwischen den Garben".) In diesen Gedichten zeigt sich Freiligraths beschreibendes Talent wohl am glänzendsten. Das ist keine Beschreibung, wie wir sie in unserer Poesie oft genug gesehen haben, und wie sie uns u. A. noch Kleist, Haller oder gar Brockes gaben, in der Stück für Stück matt und nüchtern an einander gesetzt wird — hier ist Alles Leben und Guß! Ein Gemälde, glühfarbig, strichfest, keck — tritt, wie vom Blitz aus dem Dunkel gezogen, vor unser Auge. Wir wandeln in der fremden, wunderbaren Welt, wir athmen ihren Lufthauch; wir fühlen entzückt ihre erhabene Schönheit und erzittern vor ihren Schrecknissen. Welche Kraft in der Bewegung neben der vollen plastischen Gestaltung und der schimmernden Farbenpracht! Dazu Inhalt und Form in vollendetster Harmonie. — Wahrlich anschaulicher und lebensvoller kann keine Darstellung malen, als es in den Strophen des „Löwenritt" geschieht:

„Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen;
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Gränzen."

Die ganze Scenerie, die einfache und doch so packende Handlung, dazu die Gegensätze der stillen Wüste zu dem bewegten Schauspiel, das auf ihr sich darstellt, der überwältigenden Naturkraft in dem König der Thiere zu dem stummen Dulden der sanften Giraffe — das Alles ergreift uns gewaltig und wird den „Löwenritt", der gleich bei seinem Erscheinen Aller Augen auf sich zog, stets zu einer Lieblingsdichtung, namentlich für die Jugend, machen.

Ebenso vortrefflich ist das genannte Gegenstück „Gesicht des Reisenden." Welche Anschaulichkeit, fliegende Bewegung und Anregung des Gefühls in den Worten:

„Da auf einmal bebt die Erde! Auf den Mondschein folgen trüber
Dämm'rung Schatten; Wüstenthiere jagen aufgeschreckt vorüber.
Schnaubend bäumen sich die Pferde; unser Führer greift zur Fahne;
Sie entsinkt ihm, und er murmelt: Herr, die Geisterkaravane!

Ja sie kommt! Vor den Kameelen schweben die gespenst'schen Treiber;
Ueppig in den hohen Sätteln lehnen schleierlose Weiber;
Neben ihnen wandeln Mädchen, Krüge tragend, wie Rebecca
Einst am Brunnen; Reiter folgen — sausend sprengen sie nach Mekka.

Mehr noch! — nimmt der Zug keiu Ende? — immer mehr! — wer kann sie zählen?
Weh! auch die zerstreuten Knochen werden wieder zu Kameelen,
Und der braune Sand, der wirbelnd sich erhebt in dunklen Massen,
Wandelt sich zu braunen Männern, die der Thiere Zügel fassen.

Denn dies ist die Nacht, wo Alle, die das Sandmeer schon verschlungen,
Deren sturmverwehte Asche heut' vielleicht an unsern Zungen
Klebte, deren mürbe Schädel unsrer Rosse Huf zertreten,
Sich erheben und sich schaaren, in der heilgen Stadt zu beten."

Das ist Wüstenromantik im modernsten Stile; — wie Wolkenschatten über die vom Mondesglanz hell übergossene Landschaft dahinhuschen, so treten nebelumschleierte Spukgestalten in das in allen Zügen fest ausgeprägte wirkliche Leben. Auch findet sich hier der Reflex auf das Gefühl, der im „Löwenritt" dem warmherzigen Leser überlassen wird, in einigen Worten treffend geschildert. Die Gegensätze der tiefen Stille der Nacht und des Erscheinens des Geisterzuges heben sich in gelungener Weise ab.

Im „Scheik von Sinai" ist außer dem landschaftlichen Hintergrunde die Berührung morgenländischen und abendländischen Lebens und im Besonderen die kriegerische Entfaltung des letzteren auf dem Boden des Orients vortrefflich dargestellt. Hier ist ein Stück neuesten geschichtlichen Lebens, farbenhell, sprechend in allen seinen Zügen, angehaucht vom Geiste französischer Nationalität. In keinem Gedichte Freilig-

raths decken sich Gedanke und Wort vollkommener, als in diesem. Jeder Ausdruck trifft bezeichnend, keck, — die fremdartigen Reimecho's und der schwunghafte Freiligrath'sche Alexandriner gießen erst die volle Stimmung über das Gemälde aus. Man vergleiche:

„Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
Auf Algiers Thürmen weht, o Greis, die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille;
Die Franken kommen von Toulon!

Gen Süden rückt das Heer in blitzender Kolonne;
Auf ihre Waffen flammt der Barbaresken Sonne,
Tuneser Sand umweht der Pferde Mähnenhaar.
Mit ihren Weibern fliehn die knirschenden Kabylen;
Der Atlas nimmt sie auf, und mit dem Fuß voll Schwielen
Klimmt durch's Gebirg der Dromedar.

Die Mauren stellen sich; vom Streit gleich einer Esse
Glüht schwül das Défilé, Dampf wirbelt durch die Pässe;
Der Leu verläßt den Rest des halbzeriss'nen Reh's.
Er muß sich für die Nacht ein ander Wild erjagen —
Allah! Feu! En avant! Keck bis zum Gipfel schlagen
Sich durch die Aventuriers.

Der Berg trägt eine Kron' von blanken Bajonnetten;
Zu ihren Füßen liegt das Land mit seinen Städten
Vom Atlas bis an's Meer, von Tunis bis nach Fez.
Die Reiter sitzen ab; ihr Arm ruht auf den Croupen,
Ihr Auge schweift umher; aus grünen Myrthengruppen
Schau'n dünn und schlank die Minarets."

Im „Mohrenfürst" vermählen sich mit der charaktervollsten Zeichnung verschiedenen tropischen Natur- und Menschenlebens die lebendigste Bewegung der Handlung und Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Der heiße, blutige Kampf im Palmenthale, der laue Tropenabend, das Treiben vor und in dem Circus

sind unübertreffliche Meisterzüge der schildernden Poesie. Aber nicht minder herrlich und ergreifend ist der Schmerz, der in dem Busen des schwarzen Mädchens stürmt, das mit dem Geliebten Alles verloren hat, und das bittere, dumpfe Weh des unglücklichen Häuptlings, der, fern von ihr und der Heimath, die Trommel vor der Schaubude rühren muß, dargestellt. Dazu ist hier auf kleinem Raume eine ganze Scala menschlicher Empfindungen von dem Jubellaut der höchsten Freude bis zum durchdringendsten Klageton des wildesten Schmerzes ausgebreitet.

„Den schwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte fest:
Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfest!

Sieh glänzende Perlen bring' ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persia's Meerfluth Korallen umzischt,
Da haben sie triefende Taucher gefischt.

Sieh', Federn vom Strauße! laß sie dich schmücken,
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt, bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
„So führ' uns zum Siege, so führ' uns zur Schlacht!"
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht."

Und:

„Ihr Busen schwillt vor Angst empor:
Da naht ein flüchtiger blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, gen Westen gebracht!

An's Meer! den blanken Menschen verkauft!"
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft;
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange in glühenden Sand."

Ihren Schwanensang strömt, in späterer Zeit, die schildernde Poesie des Dichters in wunderbar-herrlichen Tönen im „Lied Memnons“ aus. Noch ein Mal erhebt sie sich in dieser in vollen, mächtigen Accorden dahinrauschenden Jubelhymne, die den Aufgang der Sonne über Aegypten feiert, in aller ihrer Kraft und Schönheit, um dann auf immer zu verstummen. — Es wird Morgen; schon dampft es weiß auf dem Nile. Die Obelisken und Kolosse auf dem Felsrande, der das Thal Aegyptens umsäumt, erglühen im ersten Sonnenstrahle. Die Sphinxe werden wach auf ihren Marmorplatten und schauen träge empor an Thürmen und Säulenknäufen. Der Kronen Laub bewegend, grüßen sich leise flüsternd die Palmen und erzählen sich ihre Träume. Lauter wird's in den Mauern der alten Königsstadt, auf deren Zinnen ernst gegossene Löwen kauern. Da geht die Sonne über dem Nilthale auf!

„Es sprudelt, und es gährt und sprengt die hundert Pforten;
Es bricht sich brausend Bahn und fluthet allerorten,
Wo sich die Wüste dehnt, und wo die Nilfluth rollt.
Das nenn' ich heißes Blut: Kriegsheere, Karavanen!
Es pulst einher in sand'gen Bahnen
Und schwemmt zurücke Ruhm und Gold.

So grüßt Aegyptenland, du Strahlender, dein Kommen!
Bald über'n Strom ist schon dein Spiegelbild geschwommen;
Die Wüste fährt empor, dich jubelnd zu empfahn.
Und ich auch, der ich nur ein Wächter bin im Sande,
Ertöne, seh' ich dich am Rande
Des Felsgebirgs im Osten nahn.

Denn wie ein Kriegesfürst im Lande der Araben,
So lässest du einher die muth'gen Rosse traben,
Die flackerndes Gestrahl aus ihren Nüstern sprühn.
Dein Herold Morgenwind führt eine Golddrommete;
Dein Frühzelt ist die Morgenröthe,
Dein Abendzelt des Westens Glühn.

Und wie ein Emir auch kannst du die Feinde drängen!
Wenn du zu Wagen steigst, den Himmel zu durchsprengen,
Mit ihren Schatten dann entweicht die dunkle Nacht.
So schier weiß Pharao ein Mohrenheer zu jagen,
Wenn er auf goldnem Sichelwagen
Einherbraust über's Feld der Schlacht.

Und wie sein Arm befreit die Völker und die Lande,
Und wie sein blutig Schwert sich öffnen heißt die Bande,
In die des Feindes Grimm die Kriegsgefangnen schlug:
So auch zerschmetterst du, anspornend deine Pferde,
Die Fesseln, deren Wucht die Erde
Auf das Geheiß des Dunkels trug.

Sieh' da, sie öffnen sich! sie springen und sie schmelzen!
Die Erde war ein Grab; — doch du, den Stein zu wälzen
Von seiner Thüre, nah'st! hinfällt er und zerbricht.
Ich aber grüße dich in deiner Kraft und Schöne;
Vernimm die Summe meiner Töne
In einem einz'gen Worte: Licht!"

Dem Löwenritt steht als Thierballade am nächsten „Unter den Palmen", in dem Tiger und Leopard, um den Leichnam eines Weißen mit einander kämpfend, von der Riesenschlange umstrickt und zermalmt werden. Zu den eigentlichen Wüstenbildern gehören Mirage, Ammonium und Ein Ritt. (Das Letztere „Zwischen den Garben".) „Mirage" ist ein vortreffliches Seitenstück zum „Gesicht des Reisenden", ausgezeichnet durch die Schilderung der Wüste, namentlich der Luftspiegelung, und durch die ergreifende Scene aus dem Menschendasein: der versprengte Emir die Wüste durchirrend, an seinem Gürtel hängend sein verschmachtendes Lieblingsweib; — Beide am Verlechzen, als die Fata Morgana ihnen Ströme und Städte hinzaubert; Beide, als der süße Hoffnungsstrahl plötzlich erstirbt, eine Leiche. „Ammonium", ein Oasenbild in lichten, blühenden Aquarellfarben,

giebt ein Stück patriarchalischen Lebens und Poesie in der Wüste. Das letzte Gedicht dieser Gattung „Ein Ritt" gleicht in der That einem orkanhaft dahinbrausenden wilden Rosse mit fliegender Mähne, und die lebhaften Interjectionen erscheinen wie sprühende Feuerfunken, die sein Fuß dem felsigen Boden entschlägt. — Von ägyptischen Skizzen treffen wir noch „Schwalbenmährchen", in welchem das Vöglein, das aus der Niles Fluth getrunken hat, uns Kunde und Gruß von fremden, heißen Ländern bringt, und „Der Wecker in der Wüste". Hier erweckt der königliche Leu mit seinem gewaltigen Gebrüll die Königsmumie, die seit Jahrtausenden im Schoße der Pyramide schläft, und einen Augenblick denkt der Herrscher an die glanzumsäumte Zeit, als des Löwen Urahnen seinen Siegeswagen zogen; dann lehnt er sich wieder zum Schlummer zurück. — Piraten-Romanze, der Schwertfeger von Damaskus, die seidene Schnur, der Divan der Ereignisse und die Griechin auf der Messe sind Bilder aus der Levante. Das erste Gedicht enthält wieder farbenglühende Darstellungen südlichen Lebens, die mit einander in blendenden Contrast treten: der Tanz an Bord des Schiffes gegenüber dem Angriff der Piraten, der wildbewegte Kampf gegenüber der stillen Wuth der Unterlegenen und den Thränen Juana's. Im zweiten Liede lesen wir die Empfindungen des wackeren Schwertfegers, dessen ganzer Stolz der Gedanke ist, daß der krumme Stahl, der aus seiner Werkstatt hervorgegangen ist, in der Hand des Herrschers seines Volkes in Schlachten funkeln wird, während uns „Der Divan der Ereignisse" die mächtige Einwirkung der Siege Mehemed Ali's und seines Sohnes Ibrahim auf die Gemüther der Orientalen

darlegt. In dem „Griechenmädchen" zeigt der Dichter uns auf nordischer Messe das schöne, schlanke Kind des Südens, auf dem schwarzen Haar den Turban, das sich in das ferne Smyrna mit dessen Bazar und Käuferinnen träumt. — Bilder aus dem Negerleben sind: Am Kongo, Afrikanische Huldigung, Der Schlittschuh-laufende Neger, Leben des Negers und Scipio. In den beiden ersten Gedichten giebt uns der Dichter blutige Gemälde aus dem rohen afrikanischen Volksleben, in den übrigen stellt er uns die Erlebnisse und Empfindungen eines Einzelnen dar. Das werthvollste dieser Erzeugnisse ist das „Leben des Negers". Vier Lebensbilder werden vor uns aufgerollt: der schwarze Mann in der afrikanischen Heimath, wo Palmenwälder dunkeln und Löwen und Hyänen dräun; der Sclave auf der Plantage, das Zuckerrohr abschneidend; der Befreiungskampf auf dem Schiffe; der hinkende Negergreis, Netze zum Kauf anbietend.

Solche Stoffe, und in solcher Form dargeboten, mußten das Herz der Nation entzünden. Die Poesie hatte ein neues, festes Land entdeckt, dessen mannichfaltige wunderbare Lebensformen die Phantasie mächtig erfüllten und lebhafte Empfindungen der Freude wie des Schmerzes, der Bewunderung und des Abscheues, der Hoffnung und der Furcht, vor Allem aber auch des innigsten Mitgefühls im Gemüthe wach riefen. Hier sah man nicht mehr den Auflösungsproceß und die Selbstverhöhnung der alten Romantik, man fand diese völlig bei Seite geschoben; hier war der schneidendste Gegensatz zu dem unklaren Schwärmen in mittelalterlicher Dämmerung; hier lag voll und glänzend das Licht des heutigen Tages ausgegossen: Statt der regellosen Bizarrerie der Phantasie

ein glühendes Erfassen des Weltwirklichen. Ebenso wenig Raum blieb für die alte Empfindelei. Während man früher ängstlich auf das Klopfen des verhätschelten, kranken Herzens horchte, lauschte man jetzt den Athemzügen des Natur- und Völkerlebens und vergaß, überwältigt von den hier empfangenen Eindrücken, die eingebildeten Herzensleiden. Aus den dumpfigen, düsteren Gemächern verfallender Burgen und Kapellen, aus dem empfindsamen, schöngeistigen Salon führte Freiligrath die deutsche Poesie wieder in das freie, allgemeine Weltleben ein, dessen kräftiger Hauch ihre Wange wieder mit dem Roth der Gesundheit färbte.



Viertes Kapitel.

Die „Gedichte" (1838). „Zwischen den Garben" (1849): Erste Gruppe.

2. Völkergeist und Völkerverkehr.

Wenn der Dichter mit seinen exotischen Liedern dem Leben, wie es mit seinen verschiedenen Fragen und Erscheinungen, mit seinen Strebungen und Kämpfen unmittelbar an uns herantritt, entflieht und seine Phantasie in eine entfernte Welt trägt, so mag man hier immerhin eine veränderte Romantik finden wollen, man wird aber bald erkennen, daß aus seiner ganzen Auffassung des Natur- und Völkerlebens und aus Stil, Ton und Farbe seiner Darstellung der Geist der Neuzeit spricht. Die realistische Richtung hat bei Freiligrath, wie bei den geistesverwandten französi-

schen Neuromantikern, nicht blos zur Grundlage das Streben der Vorstellungskraft nach Reizerfüllung, das mit Jubel das Unbekannte, wenn es in Kraft und Lebensfülle vor die Seele tritt, erfaßt; sie wurzelt vielmehr tief in dem freien Geistesleben und der Anschauung der modernen Zeit. Der Wanderlust des Geistes, dem tief in dem Menschen wohnenden Drange nach dem Fernen und Fremden, wo die Sonne anders scheint, als daheim, diesem Zuge des Geistes, der in der blühenden Mittelalterzeit die Kreuzritter erfüllte, der das Kind mit inbrünstiger Freude bei seinem Robinson weilen läßt, erschloß sich in der Freiligrath'schen Dichtung ein Gebiet, in dem ihm trotz aller Verschiedenheit der Gestaltungen doch der Hauch eines heimathverwandten Geistes entgegenwehte. Früh hat die Fremde, hat im Besonderen der Orient mit seinem bunten Schimmer die deutsche Dichtung erfüllt; auf seinem Grunde wandeln die holden Jugendgestalten von Flore und Blanscheflur, und fast alle großen Meister der Hohenstaufenzeit haben auf ihrer Palette seine Farben. In neuerer Zeit zeigt ihn uns u. A. Wieland in seinem „Oberon". Wir sehen hier seine Auen im Blumengewand und zwischen Palmen die friedlichen Hütten der braunen Bewohner verstreut; wir begrüßen im Paradiese von ewig frischem Grün Bagdad's Zinnen, vergoldet vom Abendroth; es thut sich auch hier auf das weite Meer mit seinen blühenden Eilanden und den Gestaden voll Piratenriffe. Nirgend aber ist die fremde Welt so in ihrer innersten Eigenthümlichkeit, so dem Geiste nach, der aus ihren Gestalten zu uns spricht, erfaßt, wie in der Poesie Freiligrath's. Hier bietet sie nicht blos die Coulissenbilder für die Handlung oder, wie bei Rückert, die Folie für beschauliche Lebensweisheit, von

der auch die eingeschlossenen Gedanken Färbung annehmen; ihre Darstellung selbst, nach Natur und Menschheit, ist eine Offenbarung der mit modernen Ideen getränkten Poesie. Wie der Dichter in seinem herrlichen Liede „Der Blumen Rache“ mit wunderbar schöner Symbolisirung jeder Blüthe einen eigenthümlichen Geist entsteigen läßt, und doch alle die verschiedenen Blumengeister in einen Chor zusammenstimmen und denselben geheimnißvollen, überwältigenden Einfluß auf das Menschenleben üben, das ihnen fremd und doch auch verwandt ist: so weht auch durch die Freiligrath'schen Darstellungen aus Natur- und Völkerleben der verschiedensten Zonen die eine große Weltseele, die in verschiedenen Formen und Fassungen sich offenbart, die aber das Menschengeschlecht überall mit derselben magischen Gewalt ergreift. Das Bewußtsein, daß es ein Weltganzes giebt, in dem auch alle denkenden und fühlenden Kräfte im letzten Grunde verbunden sind; daß unter jedem Himmel die Natur ewig schön und groß ist; daß an Grönlands eisigen Fjorden, wie in Arabiens brennenden Wüsten empfindende Menschenherzen schlagen, daß hier wie dort die Poesie, wenn auch in verschiedenen Zungen und oft nur lallend, ihre süße Zaubersprache redet: das ist das innerste Band, das alle Erscheinungen zusammenhält. Ueberall erkennt des Dichters Gemüth das eine große Menschendasein und umfaßt es mit Liebe, wo und wie es sich auch offenbart. Gern läßt er sich nieder in des Negers Rohrhütte, wie in des Indianers Wigwam und sieht mit Freuden die Schiffe die feuchten Pfade ziehen, wenn sie die Völker, die verschiedenen Kinder der einen großen Menschheitsfamilie, mit einander verbinden. Im „Leben des Negers“ zeich-

net der Dichter nicht blos die Situationen, sondern es äußert sich auch ein schönes, menschliches Mitempfinden dem schwarzen Bruder gegenüber in den Versen:

„Von Allem losgerissen,
Wofür sein Herze schlug!
Verkümmern so zu müssen,
Es ist ein harter Fluch!"

Ueberall spricht sich in schönen Zügen diese theilnehmende Hinneigung des Herzens zu den verschiedenen Menschengestalten und das herzliche Mitgefühl mit den Elenden und Unterdrückten vernehmlich aus. Wenn Freiligrath in den „Klängen des Memnon" (Zwischen den Garben) von dem Dichter überhaupt sagt:

„Der Dichter kann den Schrei des Berges, und das Wehen
Des Sturmes, und das Lied der Vögel ja verstehen;
Er legt dir aus den Zorn des Meers und seine Ruh';
Er weiß es, was da rauscht aus Roß- und Löwenmähnen —"

so passen diese Worte im eigentlichsten Sinne auf ihn, aber er weiß auch in den Seelen der Menschen zu lesen, die Freude und den Schmerz zu verstehen, die in fremden Busen erzittern und namentlich den Unglücklichen und Geknechteten nachzufühlen. Wie herzlich klingt im „Leben des Negers" das: „Die Hand gieb, alter Krieger! Was gilt's, wir dulden gleich," und wie ergreifend in dem wilden Thierkampfe „Unter den Palmen" der einfache in die Seele der zuschauenden Tropenbewohner hineingelegte Naturlaut: „Wehe, wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann!" Der Hinterwäldler reicht gern den müden braunen Gästen den frischen Trunk, der ausgewanderte Dichter schließt Freundschaft mit den wackeren Rothhäuten, die wieder in ihm das menschliche Gemüth verstehen, die schlanken Töchter des Palmeneilands der Südsee

bestatten weinend das fremde, weiße Mädchen unter einem alten Brotbaume, der dessen Gruft sanft beschatten soll. — Hier weht der frischeste Hauch des Geistes der Neuzeit. Die große Bewegung der Geister im achtzehnten Jahrhundert umfaßte mit Begeisterung die ganze Menschheit, ihr galt kein Unterschied des Glaubens, des Standes, der Nationalität, ja nicht einmal der Cultur. Sie glaubte an die Güte der menschlichen Natur und erkannte diese auch in den verkümmertsten und sonst verachtetsten Volksstämmen. Die fortschreitende ethnographische Kenntniß, wie sie namentlich durch Cook's Südseeentdeckungen und Levaillant's Reisen in Südafrika vermittelt wurde, erweiterte nicht nur den Blick überhaupt, sondern gab auch dem emporwachsenden Gedanken der allgemeinen Humanität reiche Nahrung. Hoch über den Häuptern der verschiedenen Völker ließ man das Panier eines allgemeinen, freien Menschenthums wehen. Wandten sich doch Rousseau und seine Anhänger im Hinblick auf die Uebercultur der Zeit sogar dem Glauben zu, daß die Menschen nur im Naturzustande frei und unverfälscht zu finden seien, und fanden ihre Menschheitsideale auf den Eilanden der Südsee und in Quebeks Wäldern verkörpert. In dieser Zeit, wo die junge Geistessaat ihre Lenztage feierte, sah man mit Robinson voll Freude und Rührung auf seinen Freitag als den naturwahren, treuen Menschen und kehrte mit Bernardin de St. Pierre's englischem Gelehrten in die Hütte des indischen Urwaldes ein, in der man im Umgange mit dem armen Paria erkannte, daß alle Menschen gleich empfinden, so verschieden sie auch urtheilen. In dieser Zeit war es, wo der begeistertste Apostel der Humanität in Deutschland, wo Herder die volksthümliche Liederpoesie des ganzen Erdballs

sammelte, und zeigte, wie überall, nur in verschiedenen Weisen und Lauten, das Menschenherz dieselben Grundgefühle ausspricht. Man hörte das Herz der ganzen Menschheit in Leid und Freude schlagen, und in tausend Seelen wogte der Faustische Drang, in dem der einzelne Mensch das Leben der Gattung leben, die Wonnen und Schmerzen, die in Millionen Busen wogen, in sich nachempfinden will. Aus dem philanthropinistischen Geiste dieser Zeit, die auch in Negern und Hottentotten Brüder sah, gingen die Kämpfer für die Abschaffung des Sclavenhandels, unter ihnen der edle Wilberforce, hervor. — Mit Recht streifte die nachfolgende Zeit von diesem Weltbürgerthum Vieles ab. Die Unklarheiten und Ueberschwänglichkeiten der Idee, die leeren humanitären Phrasen, die Nichtachtung des geschichtlichen Lebens, zumal der besonderen Geistesrichtung und Cultur, die geringe Werthschätzung der großen Menschheitsinteressen bei sorgfältiger Berücksichtigung der Ansprüche niederer Bildungskreise, endlich die Wegwerfung der Liebe zum Vaterlande — das Alles mußte fallen. Die wachsende Erkenntniß überhaupt, die Versenkung der Wissenschaft in das historische Leben, die nationale Energie, welche die Völker entwickelten, als sie in den Kämpfen der Revolutions- und napoleonischen Kaiserzeit auf einander platzten, beseitigten im Besonderen jenen Standpunkt, dem einst auch in unserem Vaterlande ein Herder, Wieland, Goethe und andere leitende Geister gehuldigt haben, daß Nationalität und Nationalgefühl eine bloße Beschränktheit sei. Der Kern aber jener Idee, das Bewußtsein, daß es ein allgemeines menschliches Geistesleben giebt in besonderer Gestaltung in den einzelnen Nationen und Menschen; daß demnach eine innere Verwandtschaft und Wechselwirkung zwischen

den Völkern besteht, wodurch die Fortentwickelung des ganzen Geschlechts bedingt ist; daß endlich jene Humanität walten muß, die jede Volks- und Einzelindividualität achtet, soweit das wahrhaft Menschliche in ihr Gestalt gewonnen hat, und die das äußere und innere Wohl des einzelnen Menschen wie ganzer Gemeinschaften zu fördern unabläſſig bemüht ist: dieser Gedanke wurde als ein für immer errungenes Resultat des freien Denkens von Allen hochgehalten, welche die Grundlagen der Aufklärung überhaupt theilten. Und als in den Tagen der Restauration die großen Principien des achtzehnten Jahrhunderts in den Gemüthern wieder lebendig wurden, da war es eben auch die Idee des Weltbürgerthums und Philanthropinismus, welche in der realistischen Dichtung Frankreichs, bald latent, bald frei hervortretend, sich bemerkbar machte. In derselben Zeit nahm die von Karl Ritter begründete Schule, indem sie die fortgeschrittene geographische Kenntniß mit dem philosophischen Denken durchdrang und die Erdbeschreibung zur Erdkunde erhob, mit der Idee eines in seinen einzelnen Theilen sich wechselseitig bedingenden Erdganzen auch den Gedanken eines allgemeinen Weltbürgerthums in geläutertem Sinne wieder auf. Die Erde ist nicht blos Wohnhaus, sondern auch Erziehungshaus der Menschheit; der Geist, der die Schranken von Raum und Zeit überspringt und die Nationen in lebendigen Verkehr und zum Austausch ihrer Erzeugnisse und Ideen bringt, wird die organische Gesammtentwickelung der Völker vollenden. Die Neuzeit mit ihren umfassenden Entdeckungen, ihren gesteigerten Verkehrsmitteln und ihrem Fortschritt auf allen Gebieten des Geisteslebens legt den Grundstein dazu.

In der zweiten Hauptgruppe der fremdländischen

Gedichte Freiligrath's, den Bildern aus Völkerverkehr und Völkernatur, spiegeln sich diese Ideen eines allgemeinen Menschenthums, der Menschenverbrüderung und des lebendigen Völkerverkehrs der Gegenwart lebhafter noch, als in dem ersten Cyklus, den besprochenen Gemälden aus Natur- und Völkerleben. Wir treffen zuerst auf die europäisch-amerikanischen oder Auswanderer-Skizzen: Die Auswanderer, Tod des Führers und Der ausgewanderte Dichter; ihnen ist Audubon anzureihen. In dem letzteren Gedichte, in welchem der Kampf der Cultur mit ihren Eisenbahnen, Dampfschiffen, Hammerwerken und Büchern gegenüber der rohen Naturkraft indianischer Jägerstämme im Dickicht des Urwaldes dargestellt wird, sehen wir das warme Mitgefühl des Dichters bis zur Verkennung aller Segnungen der Civilisation ausschreiten. Die Idee, daß nur im Naturzustande der Mensch die Reinheit der Sitten und das wahre Lebensglück bewahren und Tiefe, Frische und Kraft seines Wesens erhalten könne, tritt hier, vermischt mit der traurigen Wahrheit, daß die Rothhaut von den vordringenden Blaßgesichtern manches schnöde Unrecht hat erdulden, manches Laster und manches andere tödtliche Uebel hat eintauschen müssen, so ungestüm auf, daß der Dichter seinen armen, gedrückten Indianern zuruft:

„Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Cultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!"

Hier haben wir das Rousseau'schem Geiste entstammte Wort Seume's: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Leute!" in seinem Superlativ! — Es mag hier noch kurz erwähnt werden das seinem Inhalte nach

sehr verschiedene, seiner Tendenz nach aber verwandte „Zwei Feldherrngräber". In der friedlichen Parallele zwischen europäischer Cultur und morgenländischer ungefüger Natur- und Volkskraft, welche der Dichter zieht, weilt sein Herz entschieden bei der letzteren. Der tapfere Feldherr, der in des Domes Hallen beigesetzt ist und nun Predigt, Singen, Beten, Geläut und Glockenschlag bis zum jüngsten Tage vernimmt, dessen Heldenthaten ein Denkmal mit ehernem Löwen und ähnlicher Schlange meldet — wie sehr steht er nun zurück gegen den gefallenen Mahrattenhäuptling, an dessen Grabe Abgottsschlange und Löwe Wache halten und Kampfgenossen mit dumpfem Murmeln das Wort „Rache!" sprechen!

„Die Auswanderer" sind von der Nation längst als eine Perle Freiligrath'scher Poesie erkannt und in den weitesten Kreisen Lieblingsgedicht geworden. Klarste, frische Anschaulichkeit, Innigkeit des Gefühls, Blick auf das nationale und internationale Leben der Gegenwart sind zu dem herrlichsten Accorde verbunden. — Besonders schön zeigt das Gedicht auch, wie der Dichter das Détail zu adeln weiß. Jeder Zug des Gemäldes, jeder Gegenstand, gehöre er auch noch so sehr dem Alltagswesen an, ist poetisch verklärt und trägt zur Gesammtwirkung bei.

„Die Auswanderer" und die beiden verwandten Lieder heben aber noch eine besondere Seite der Gesinnung des Dichters heraus.

Freiligrath ist wie kein Anderer der Dichter der Fremde, der Dichter, dessen Herz der ganzen Menschheit zugewandt ist. Aber wie weit ist er wieder von jenem nichtssagenden Kosmopolitismus entfernt, dem das eigene Land und Volk nichts gilt! Wie traut und süß zeichnet er die

deutsche Heimath in den „Auswanderern", wie seelenvoll weiß er sie für immer an das leichte Bretterhaus im Westen anzuknüpfen, und wie harmonisch und rein stimmen die Liebe zu deutschem Vaterland und Wesen, das nie verklingende Heimweh nach dem Lande der Wiege und Jugendliebe mit dem Segen und der Hoffnung für die Zukunft zusammen in den köstlichen Strophen:

„O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!"

Ebenso warm lebt des Dichters deutsches Gefühl in dem kleinen Liedercyklus „Der ausgewanderte Dichter". In die fernen Urwälder trägt der im Unmuth von seinem Vaterlande geschiedene Mann, den er uns vorführt, die Liebe zu seinem deutschen Volke und zum deutschen Liede, und die Wipfel der alten Bäume flüstern andächtig, als sie vernehmen die Lieder von Uhland, Körner und Anderen. Oft genug drängt es ihn, zu den befreundeten Rothhäuten in der süßen Sprache der Heimath zu reden, und ver-

langend lauschen sie den kräftigen Klängen, wenngleich sie den Sinn der Worte nicht verstehen. Und westwärts liegt des Todten Haupt, denn sein letztes Flehen an seine indianischen Gefährten war: „Laßt, Krieger, mich nach Morgen schauen!" Dem Vaterlande sollte noch das im Tode brechende Auge zugewandt sein. —

„Der ausgewanderte Dichter" ist überhaupt eins der vorzüglichsten Gedichte Freiligraths, das würdigste Seitenstück zu den „Auswanderern". Es webt sich eine sanfte, elegische Empfindung durch alle Lieder, die sich hier zu einem Ganzen zusammenschließen. Wenn der Heimathlose seine einsame Hütte im tiefen Walde baut; wenn er im Glanze der Morgensonne die Büsche blitzen sieht und dem Biber zuschaut, der am Strome baut; wenn im warmen Frühlingshauch das ganze reiche Leben um ihn her, in Pflanzen- und Thierwelt, neu erblüht und erwacht; wenn er am Strande des Sees die theuren Lieder aus den alten Tagen singt, die er daheim mit Freunden so oft gesungen, und Nachts in süßen, stillen Träumen bei seinen Lieben weilt und wieder unter der Kindheit Bäumen wandelt: — wo wir ihn auch sehen, stets begegnen wir einem weichen, innigen Gemüthe. Und wie der Wetterharfe, vom Winde durchhaucht, sanfte, seelenvolle Töne entschweben, bis sie im Wohllaut leis verhallen, so entringen ihm, je näher dem Abend seines Lebens zu, je mehr, alte Lieb' und Sehnsucht, die in der Seele erinnerungsvoll heraufsteigen, die zartesten, tiefsten Herzensklänge, bis das Leben sich sanft auflöst. — Natur und Seele schmiegen sich in dem schönen Gedichte innig an einander; in Wald und Menschenleben um ihn her vernimmt der einsame, fremde Mann den Wiederhall seiner Herzensstimme; das erlegte Elennthier mit dem brechenden Auge

erinnert ihn an das eigne Weh, und seine Thränen rinnen.

Auch dem letzten Bilde dieser Gruppe hat der Dichter eine warme Seele eingehaucht. Die hier geschilderte Scene, wie deutsche Landleute, die dem fernen Westen entgegenfahren, den Leichnam ihres Führers, eines Greises, der um der Kinder und Enkel wegen sich der alten Heimath abgewandt hat, in das Fluthengrab hineinsenken, wirkt um so ergreifender, als auch hier wieder Hintergrund und Colorit der Stimmung vollkommen entsprechen. In diesem Gedichte tritt das Gefühl für die Heimath hinter der freudigen Zuversicht auf ein freundlicheres Loos im neuen Vaterlande zurück. Wir stoßen hier auf die Wurzel einer Anschauung des Dichters, die sich später weiter entwickelt, und deren Frucht dann seine politisch-sociale Poesie ist. Die Erkenntniß der socialen Mißzustände und das Mitgefühl mit den Armen, die darunter leiden, finden lebhaften Ausdruck in den Worten:

„Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt.“

Die folgende Gruppe: Die Amphitrite, Florida of Boston, Die Schiffe und In der Nordsee und Das Hospitalschiff (diese „zwischen den Garben“) zeichnet Schifffahrt und Völkerleben. Die gemeinsamen Grundgedanken sind: Gar verschieden und mannichfaltig entfaltet sich nach den verschiedenen

Erdräumen das allgemeine Erdleben sowohl in Natur, als in Menschheit. In jedem Momente offenbart es sich in tausend Zügen, die, zusammengenommen, erst den Charakter des Natur- und Menschenlebens ausmachen. Während die cultivirten Völker auf ihren Märkten und in ihren Hafenplätzen ein buntes, geräuschvolles Treiben entwickeln, voll unzähliger, mannichfaltiger Beziehungen, jagt zu gleicher Zeit der Indianer im Urwalde den Bison, lauert der arme Grönländer am Rande des Eismeers den Robben auf, zieht der Neger Afrikas zum Kampfe gegen feindliche Stämme aus. Welches Bild bietet sich dem Gedanken dar, der in einem Augenblicke den Erdball überfliegt! Hier an den Ufern des Yantsekiangs langzöpfige Chinesen das Fest der bunten Laternen feiernd, dort der Brand einer Weltstadt, wo in der Gluth der Flammen Gewölbe und Giebel krachen und Thürme zusammenstürzen; hier der Neger im Staube vor seinem Fetisch knieend, dort der Indianer in Donner und Blitz die Stimme des großen Geistes vernehmend. Und zugleich ziehen die länderverbindenden Schiffe die weiten Pfade des Meeres, hier sich mühsam zwischen Eisfelsen durchwindend, dort schnell vor dem Passatwinde der Tropen herfliegend. Frisch und hoffnungsreich stechen einige aus dem Hafen in die See, andere gewinnen nach langen Meeresstürmen den schirmenden Port. Schnell ziehen die wechselnden Bilder des Weltcycloramas an ihnen vorüber; überall tauschen sie Menschen und Erzeugnisse verschiedener Zonen gegen einander aus; sie machen das Unbekannte bekannt, das Fremde heimisch.

Dies die Gedanken, welche sich durch die genannten Gedichte ziehen, Gedanken, welche ihm die Schiffe in dem großen Seehafen und was solcher Schauplatz

Alles aufweist, in stiller Mainacht oder am geräuschvollen Tage zuflüstern. Und wer fühlte, wenn er etwa in Hamburg oder Bremerhaven Schiffe der verschiedensten Flaggen ein- und auslaufen, neben blonden, nordischen Männern sonnengebräunte Kinder des Südens einherwandeln, hier Tabak, Baumwolle und Thee ausladen, dort schlesische Leinewand und Nürnberger Spielwaaren einladen sieht, und die Laute der verschiedensten Sprachen an sein Ohr schlagen hört, nicht auch mit dem Dichter das Weben des verschiedenen Geistes der Völker und darüber den frischen Hauch des einigenden Völkerverkehrs!

Seemannsleben und länderverbindende Schifffahrt finden ihren Ausdruck besonders in der „Amphitrite“ und in „Florida of Boston“. Ihnen gesellt sich „In der Nordsee“ zu, ein Gemälde im niederländischen Stil, voll volksthümlicher Kleinmalerei und drastischer Naturwahrheit, das uns der Matrosen Wirthshausleben und in der Erzählung des einen Bootsmannes Scenen vom Nordpol voll Eiseshauch, aber auch voll festen Seemannsmuthes bei allen arktischen Schrecken und Gefahren vorführt. Im „Hospitalschiff“ offenbart sich in den wilden Fieberphantasien kranker Seeleute, die den verschiedensten Völkern angehören, der Geist der einzelnen Nationen; des Dichters glückliche Gabe, die Darstellung dem Inhalte genau anzupassen, bethätigt sich auch hier in hervorragender Weise. Das vollkommenste Gedicht der Gattung, insofern es die allgemeine Idee am meisten zur Blüthe bringt, ist „Die Schiffe“. — Daß der Dichter aber nicht blos die Geister der Fremde, sondern auch die Stimmen der Heimath versteht, beweisen die schönen Worte, welche er den Geist des Rheines sprechen läßt, und in denen uns eine Ge-

sinnung und Poesie im Keime entgegentritt, die später an den Ufern des schönen Stromes selbst herrliche Blüthen treiben sollte:

„Es war die Zeit, wenn auf den Hügeln
Der Rebstock seine Zähren weint.

Der Lenz durchschritt den weiten Garten,
Den Gott gepflanzt am Rheinesstrand;
Er schaute lächelnd von den Warten
Der grauen Burgen durch das Land.

Vorüber flogen Römerpforte,
Vorüber Burg, Abtei und Dom;
Versunk'ne Waffen, goldne Horte
Erglänzten funkelnd tief im Strom.

O, welch ein Fahren, welch ein Schwimmen!
In's Fluthgebraus die Lurlei sang.
Am Ufer scholl von freud'gen Stimmen
Ein Lied: „Es klingt ein heller Klang!""

Die letzte Abtheilung der Zonengemälde, das Wort in dem weiteren Sinne genommen, sind die eigentlichen Meerbilder. Solcher sind: Meerfabel, Vor einem Gemälde, Sandlieder, Einem Ziehenden, Nebel, Meerfahrt, An das Meer, Schiffbruch, Die Todten im Meere, an das sich Die Geisterschau schließt, und Leviathan; schon die große Anzahl derselben beweist, daß der Dichter sich dieser Gattung mit besonderer Vorliebe zugewandt hat. Wir schließen sie an die Gedichte, in denen Völkerverkehr und Schifffahrt auftritt, obwohl das descriptive Element in ihnen entschieden vorwaltet und sie darnach ihren Platz unter den anfangs behandelten eigentlichen Schilderungen aus Natur- und Volksleben („Zonengemälde") hätten finden müssen. In der Poesie des Meeres wird seine einigende, völker-

verbindende Natur stets mehr oder minder anklingen, und die Vielseitigkeit der Schilderung weniger von den verschiedenen Erdstrichen abhängen.

Die „Meerfabel" zeigt uns die von dem Spiegel der Sage vergrößerten und verzerrten Schrecknisse des fernen, hohen Meeres, das einsam und schauerlich wogt. In dem Liede „An das Meer" sehen wir gewissermaßen den Geist des Meeres, phantastisch, in brennenden Purpur gekleidet, eine Schlange als Gürtel tragend, den salzigen Tiefen entsteigen und den Dichter zum Zeugen seiner Geheimnisse und Walter über seine Schätze weihen. „Vor einem Gemälde" malt das Meer in seinem wildesten Grimme, und der verzückte Dichtergenius wiegt sich, der Sturmschwalbe gleich, wohlig auf den empörten Wogen. In ähnlicher dithyrambischer Weise drückt „Der Schiffbruch" eine noch leidenschaftlichere Hingabe des Gemüths an den Ocean aus. Während Goethe im Fischer das feuchte Element den Angler an seinem Rande mit so süßer Lockung umstricken läßt, daß des Fischers eigenes Sehnen ihn in die ausgebreiteten Arme der Nixe treibt, reißt hier der Geist des Meeres mit seinen zackigen Korallenarmen den ungestüm nach ihm Verlangenden sammt dem Schiffe, das ihn trägt, jauchzend in sein tiefes, stilles Haus. „Die Todten im Meere" ist eine grausige Grabesphantasie auf dem weiten Friedhofe des Meeres. Der „Leviathan" feiert die ungefüge Naturkraft in dem Riesenthier des Oceans gegenüber dem nüchternen, zwergigen Menschenvolke. „Nebel", „Sandlieder" und „Einem Ziehenden" geben Empfindungen des Dichters am Strande des Meeres. Das letzte dieser Lieder weist vorzüglich auf den Hauch der Poesie hin, der über den Wassern weht, und vor Allem auf die deutsche Dichtung, die

nicht blos im Walde und am Quell erwuchs, sondern auch die Wasser sah und, der Taube Noah's gleich, mit manchem grünen Zweige heimkehrte. „Die Meerfahrt" endlich führt uns zu der versunkenen prächtigen Stadt, die, wie Schneewittchen einst in weißem Kleide und mit Blumen bekränzt in ihrem kristallenen Sarge lag, tief unten in der klaren Fluth sich in ihrer hehren Schönheit still ausbreitet; schweigend und düster ragen die Thürme empor, bunt schimmern die alten Kirchenfenster, keines Menschen Gestalt bewegt sich auf Straßen und Märkten, nur die Fische glotzen mit dummen, glasigen Augen in die Fenster hinein, zu sehen die stummen, schläfrigen Bewohner in den steinernen Häusern. — Es ist nicht uninteressant, die „Meerfahrt" mit Wilhelm Müllers Vineta und dem Heine'schen Seegespenst, in denen bekanntlich derselbe Stoff vorliegt, zu vergleichen. In dem Müller'schen Liede bietet die schöne alte Wunderstadt, die in der Fluthen Schoß hinabgesunken ist, nur einem tiefen, warmen Gedanken die Anlehnung, und der einzige beschreibende Zug, der überhaupt angeführt wird, findet nur Platz, weil von ihm aus ein Strahl dieses Gedankens fällt. Alte selige Herzensempfindungen singen aus den Tiefen der Erinnerung ihren süßen Sirenensang. — In Heine's Gedicht liegt sonnenklar die ganze Stadt auf dem Meeresgrunde mit ihrem reichen, vielgestaltigen Menschentreiben vor uns, ein Bild alterthümlich-niederländischen Lebens in saubersten und frischester Kleinmalerei. Aus der Tiefe strahlt uns ein seelenvolles Menschenauge entgegen, das uns weich und innig bis in das innerste Herz hinein anblickt und in uns alle Liebe, Sehnsucht und Hingabe wach ruft. — Von diesen beiden Liedern voll träumerischen Sehnens und Gefühlstiefe, bei

Heine gemischt mit jenem bezaubernden Zuge, zusammenfließend aus innigster Treuherzigkeit und leiser Ironie, der seiner Dichtung ihren eigenthümlichsten Reiz verleiht, unterscheidet sich die Freiligrath'sche „Meerfahrt" vollkommen. Die Situation: die alte versunkene Stadt in ihrer Todesstille und schauerlichen Oede ist kräftig gemalt und der Haupttheil des Gedichtes. Den Schauenden oben drängt es, mit dem Hauche seiner lebendigen Brust den Bann des Todes zu lösen, wie der Prinz des Mährchens Dornröschens Palast mit seinen schlummerbefallenen Bewohnern neu zu beleben. Er stürzt hinunter; über seinem Haupte schließt sich das Haff.

„Er lebt in den Häusern der alten Zeit,
Wo die Muschel blitzt, wo der Bernstein glüht.
Unten die alte Herrlichkeit,
Oben ein Fischerlied."

Fünftes Kapitel.

Die „Gedichte" (1838). „Zwischen den Garben" (1849): Erste Gruppe.

3. Gedichte verschiedenen Charakters.

Neben den Liedern, welche recht eigentlich den Charakter der Freiligrath'schen Poesie bestimmen, finden wir in der ersten Sammlung seiner Gedichte noch eine Anzahl solcher Bilder, die jenen an Stil und Colorit, auch wohl in Bezug auf die Eigenschaften der gewählten Stoffe, ähnlich sind, und außerdem verschiedene Poesien, in denen das descriptive Element

zurückweicht, und die uns eine Richtung in dem Geistesleben des Dichters bemerkbar machen, welche in späterer Zeit mehr hervortritt. Aus der Gruppe „Zwischen den Garben" sind diesen Gedichten nur „Schahingirai" und die „Kreuzigung" anzureihen; die übrigen, später entstandenen Lieder dieser Sammlung bezeugen eben das selbständige Heraustreten von Richtungen, die früher nur als schwache Nebenströmungen erscheinen. Die nicht geographisch schildernden Gedichte der ersten Sammlung mögen wieder in allgemeine Lebensbilder oder Bilder aus dem Alltagsleben, historische Zeichnungen, Phantasien, romantische Klänge und Dichtergrüße eingetheilt, und endlich die noch übrigbleibenden, welche theils Jugenderinnerungen des Dichters, theils dessen Aeußerungen über Poesie überhaupt und im Besonderen über seine eigenen Stoffe und Darstellungsweise darstellen, Dichters Selbstschau genannt werden.

Von den allgemeinen Lebensbildern: Die Schreinergesellen, Henry, Landrinette, Banditenbegräbniß und die irische Wittwe ist das letztgenannte, in Terzinen abgefaßte Gedicht insofern bedeutsam, als sich in ihm mehr noch, als in dem früher erwähnten „Tod des Führers", das Mitgefühl des Dichters für die unter socialen Mißzuständen Leidenden, für die Armen und Unterdrückten, kund giebt. Es ist ein düsteres Gemälde des Elends und Jammers, das hier aufgerollt wird. In einem irländischen Dorfe entreißen Dragoner, denen ein Priester befiehlt, den Armen, welche diesem den Zehnten nicht haben entrichten können, ihre Habe. Unter den Säumigen ist auch eine Wittwe, die Mißwachs und Hagelschaden schwer betroffen hat, und deren braver einziger Sohn

sich vergebens abmüht, das Nöthige zu erschwingen. Die Mutter kommt vom Felde heim ins Dorf. Sie sieht die Soldaten und den Priester in der Nähe ihrer Hütte und findet die Thüre zu derselben zertrümmert. Sie fragt nach ihrem Sohne. Auf der Tenne liegt er — entseelt. Als er seiner Mutter dürftiges Eigenthum schützen wollte, empfing er auf des Priesters Wink eine Kugel; sie durchbohrte ihm das Herz. —

Charakteristisch ist, daß der Dichter, der, wie er selbst sagt, wenig in Zeitungsblättern liest und sich dessen nicht schämt, sogleich von diesem Stoffe, den er der Zeitung entnimmt, so mächtig ergriffen wird, daß er ihn Monate lang in seinem Herzen bewegt und das schreckliche Bild im Gedichte fixiren muß, ehe es in ihm und Anderen sich verwische.

Die irische Wittwe von 1835 in den „Gedichten" und der Wilddieb vom Harze von 1844 im „Glaubensbekenntniß" sind Gegenstücke, Ausläufer aus derselben Wurzel der Gesinnung. Wer in dem Freiligrath der späteren Jahre den Dichter der exotischen Gemälde nicht wiederzuerkennen meint, halte beide Gedichte neben einander.

„Banditenbegräbniß" ist ein fest und energisch ausgeprägtes Gemälde, das in seinem trüben Schweigen dennoch warm zum Gemüthe spricht. Und wie der Dichter hier dem Räuber seine mitfühlende Theilnahme schenkt, der im Kampfe gegen die Ordnung der Gesellschaft gefallen ist, so bezeigt er in Landrinette sein menschliches Mitempfinden dem Mädchen, das ebenfalls solcher sittlichen Ordnung nicht fest eingefügt ist. Ueberall fordert der Mensch sein menschliches Mitgefühl.

„O seltsam Treffen nach so langer Zeit!
Damals ein Städtchen tief im Lande —; heut'

Die Weltstadt dicht am Meeresstrande!
Eilf Jahre, Mädchen, sind seitdem entflohn!
Du strahlst und blühst — ich aber stehe schon
An meiner spät'sten Jugend Rande!

Du hast seitdem geritten und geschwärmt; —
Du Wilde, sprich, hast du dich auch gehärmt?
Hast du gelitten und gejammert?
O sprich, floh dieses süße Lächeln nie?
Hast du, wie Mignon, eines Meisters Knie
Stillweinend, niemals denn umklammert?

„Ich?" — Einerlei! — Frisch, Mädchen, zieh dein Schwert!
Vorwärts! laß sausen durch die Bahn dein Pferd!
Laß fliegen seines Schaumes Flocken!
Laß wehn dein Kleid! laß pochen deine Brust
Halt! So, nun ordne, deines Siegs bewußt,
Dir lächelnd deine schwarzen Locken!

Mich aber laß, o schöne Reiterin,
Düster und ernst, wie ich es meistens bin,
Verschränkten Armes vor dir stehen!
Eilf Jahre flohen, — dir, mein Kind, wie mir!
Komm, lasse mich mit trübem Lächeln dir
In dein verzehrend Auge sehen!"

Die geschichtlichen Gemälde sind: Barbarossa's erstes Erwachen, Prinz Eugen, Der Wassergeuse, Geusenwacht, Liebe Heere, Der Bivouac und die späteren: Schahingirai und Kreuzigung. Als Geschichtsbilder im eigentlichsten Sinne, d. h. als anschauliche Darstellungen bestimmter historischer Situationen, sind vor Allem „Die Geusenwacht" und „Kreuzigung" ausgezeichnet. Das erste dieser beiden Gedichte ist ein Bild lebensfrohen, kecken Soldatenlebens mit markigen, treffenden Zügen; ihm sehr nahe steht „Prinz Eugen". — Die übrigen historischen Poesien werden später noch einmal aufgenommen werden.

Zu den wirren Traumgebilden: Fieber, Anno Domini, Drei Strophen und Husarenpferd, in deren ersterem in der That Fieberwahnsinn, umspielt von selig-trunkener Verzückung glüht, bilden die romantischen Klänge, wie sie in den Liedern: Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Wetterleuchten in der Pfingstnacht, Der Mann im Walde, Der Falk und Im Walde sich finden, den entschiedensten Gegensatz. Dort wilderhitzte Hoffmann'sche Schreckensphantasien, hier Bildchen und Lieder, welche die Züge der späteren, geklärten Romantik tragen und oft an Eichendorff erinnern. Wiese nicht hier oder da einmal ein Zug auf den exotisch-beschreibenden Dichter hin, so würde man diesen nicht für den Schöpfer derselben halten. Form und Sprache sind sinnig, erstere in „Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann" romantisch gekünstelt. Das werthvollste Erzeugniß aus dieser Gattung ist: „Im Walde". In trauter Waldeinsamkeit ziehen süße, alte Mährchenträume aus der Jugendzeit durch die Brust; Alles ist frisch und innig, und verborgen und leise webt sich ein Heine'scher Grundton durch das kleine Lied.

Von besonderer Schönheit aber sind zwei Lieder, die sich den ebengénannten anschließen: „Der Blumen Rache" und „Die Tanne". Nicht genug bewundern kann man in dem ersten Gedichte das Talent des Dichters, uns in einer fremden Situation äußerlich und innerlich heimisch zu machen; jedes Wort im Verse, jeder Zug im Bilde trägt zu solcher Vergegenwärtigung bei. Dazu sind die Farben hier nicht grell und blendend, sondern zart, verborgen-glühend und warm-athmend. Wir haben die Empfindung, als sähen wir einem Zaüberquell zu, dessen Strahlen viel-

farbig herniederrieseln von lauterster Silberhelle bis zum dämmerndsten Tiefblau und zum lodberndsten Purpur, und dessen Nebelflor Gewächse mit wunderbaren Blüthen und schöne Menschengebilde zart umwallt, während zugleich sanfte Melodien sich an unser Ohr schmiegen. Die Zeichnung der verschiedenen Blumengeister entspricht dem Charakter der Blumen auf das glücklichste.

„Aus dem Purpurschooß der Rose
Hebt sich eine schlanke Frau;
Ihre Locken flattern lose,
Perlen blitzen drin, wie Thau.

Aus dem Helm des Eisenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes;
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem silbergrauen Reiher.
Aus der Lilie schwankt ein Mädchen;
Dunn, wie Spinnweb, ist ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger stolz gezogen;
Licht auf seinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiserkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger;
Aus der blauen Iris folgen
Schwertbewaffnet seine Jäger.“

Ein Zurückschauen voll Wehmuth und Sehnsucht nach dem, was mit dem fortschreitenden Leben dahintengelassen ist, nach Jugendzeit und Heimath mit ihren süßen Träumen und freundlichen Lebensbildern, spricht „Die Tanne“ aus. Da steht sie, schlank und schön, auf des Berges höchster Spitze in stiller,

grüner Waldeinsamkeit, belauscht das geheimnißvolle Weben der Naturgeister im Schoße der Erde, wie in dem freien Luftzuge dort oben, und versteht, was im Sange der Vögel und in des Baches Gemurmel spricht. — So in ihren jungen Jahren. — Dann aber muß sie, losgerissen vom heimathlichen Boden, als Mast einer Fregatte die Sonne fremder Länder schauen und Nationen in Nord und in Süd grüßen. Ein Zug der Sehnsucht nach der blumenreichen Halde der Jugend, der stillen Stätte seiner Morgenträume, bleibt aber dem alternden Baume, so weit er auch zieht, und oft klagt er den Wellen die an ihm vorüberrauschen, sein Sehnen nach dem längst entschwundenen Heim. — Der Zug des Geistes, in dem sich das reifere Leben inmitten seines vielbewegten Treibens und Ringens und nach so manchen Erfahrungen, denen es unterlegen, so gern in stillen Augenblicken in den längst entschwundenen, doch nimmer vergessenen Kreis von Jugendzeit und Heimathflur flüchtet, um in dem Schatten lieber Erinnerungen eine Weile von des Lebens Last und Hitze auszuruhen, hat hier einen innigen Ausdruck gefunden, der für ein deutsches Gemüth noch wieder dadurch verklärt wird, daß der Dichter an den Baum süßester Jugendfreude anknüpft; unwillkürlich verwebt sich mit dem Andenken an die Jugendzeit der Tanne und an unser eigenes Jugendleben das leuchtende Bild des Christbäumchens.

In den Dichtergrüßen tritt uns eine edle, liebenswürdige Eigenschaft Freiligraths entgegen die ihn zu allen Zeiten ausgezeichnet hat: die freudige Anerkennung fremden Verdienstes, im Besonderen die begeisterte Verehrung anderer Dichter. In Einem Ziehenden gedenkt er bereits mit Liebe Lenau's und Chamisso's, im Ausgewanderten Dichter

spricht er in gleichem Sinne von Uhland und anderen zeitgenössischen Poeten, Grabbe und Platen richtet er in besonderen Gesängen herrliche Denkmale auf, für Schiller, zu allen Zeiten in besonderem Sinne der Dichter seiner Wahl, schreibt er zwei Albumblätter, in denen er Länder und Städte den großen Todten feiern läßt. In späterer Zeit jauchzt er Auerbach freudig zu, stimmt an Immermann's Grabe ein Lied tiefempfundener Klage und des Geistes, der den Tod überwindet, an, und hält Brentano das feierlich-schöne Todtenamt. Die deutschen Orlogsschiffe, welche sein vaterländisch-fühlender Geist vorahnend schaut, müssen vor Allem auch den Namen von seines Volkes Denkern und Dichtern tragen; dabei dürfen der Arndt, der Goethe und der Schiller so wenig wie der Luther und der Humboldt fehlen. In seiner 1854 herausgegebenen Anthologie „Dichtung und Dichter“ stellt er mit Vorliebe zusammen, was Dichtermund über anderer Dichter Werk gesungen, und es thut ihm leid, wenn er über einen trefflichen Poeten statt eines warmen, begeisterten Urtheils nur ein nüchternes, flaches einheimsen kann. Die Lieder endlich, die er uns in den jüngsten Jahren aus dem Exil her zugesungen hat, sind größtentheils Huldigungen des echten Dichtergenius: Mosen's, Uhland's und Schiller's, welche zu besonderen Gedenkzeiten seinem vollen Herzen entströmten.

Das hervorragendste Gedicht unter den Dichtergrüßen der ersten Sammlung ist die Apotheose Platens „Odysseus“, in welcher sich lebendige Anschauung, innige Empfindung und geistvolle Auffassung zu einem prachtvollen Dreiklange vereinen:

„Wo Trinakrias Gestade sich erheben aus der Welle,
Dort, nicht fern von den Kyklopen, ist am Ufer eine Stelle,

Dort, von Blumen leis umflüstert und von immergrünen Zweigen,
Wird ein frisches Grab, Odysseus, deinen Wimpeln bald sich zeigen!

Diesem — hört es, ihr im Tauwerk, braune trotzige Gesichter! —
Diesem gelten meine Grüße: in ihm ruht ein deutscher Dichter.

Ruht ein Dichter, dem, wie Wen'gen, Dichterfeu'r im Herzen brannte.
Wehe, daß mit seinem Volke hadernd, er sich von ihm wandte!

Weh' — doch nein, in deinem Grabe schlumm'r, jetzo du in Frieden!
Seiner Muse letzte Boten, seid ihm Wächter, Abbassiden!

Und ins Klirren eurer Schwerter, Abba's kriegerische Söhne,
Lasset Theokritos Hirten mischen ihrer Flöten Töne!

Daß er süß und ruhig schlummre, dem dies frühe Grab geworden!
Dieses ferne! Tief im Süden schwieg, deß Lied erfüllt den Norden.

Laute Trauer bei der Botschaft hat das deutsche Land durchzittert.
Einer Aeolsharfe glich es, die ein Windstoß jäh erschüttert.

Wüßt' er es! und o vernähm' er übers Meer auch meine Klagen
Fangt sie auf, ihr falt'gen Segel, gen Sicilien sie zu tragen!

Bläht sie denn! mir aber meldet, wenn ihr kehrt', vom West gekräuselt,
Ob, als ew'ge Kron', ein Lorbeer über diesem Grabe säuselt.

Eil' Odysseus! Aufgewunden deine Anker! frisch von hinnen!
Fliege, bis du schimmern siehest Syracusa's goldne Zinnen!"

Neben den Odysseus stellt sich „Bei Grabbe's Tode", in dem der Dichter den unglücklichen Freund und Landsmann feiert, „in dessen Brust Faust und

Don Juan's Seelen wohnten". Die beiden contrastirenden Scenen des Lagerlebens, in denen er die beiden Seiten des Grabbe'schen Genius allegorisch angedeutet findet: die in stiller Mondennacht feierlich und gewaltig dahinfluthende Choralmusik und das frivole Gelag bei Kerzenflimmer mit Champagnerschaum und Würfelklirren — Scenen, von denen die eine seltsam in die andere hineinspielt – sind namentlich in Bezug auf die Tendenz des Gedichtes überhaupt ein gelungener Entwurf des Dichters. Die Worte, daß der Dichtung Flamme allezeit ein Fluch, ihr Mal ein Kainsstempel sei, und daß der Poet unter der Mitwelt einsam und verkannt stehe, finden sich in leiseren Anklängen noch hier und da in Freiligraths Liedern. Es ist solche Empfindung oft genug als eine krankhafte Erscheinung bezeichnet worden, und gewiß ist sie das, wenn sie als herrschende Stimmung des Dichters Seele erfüllt; wer aber könnte mit diesem rechten, wenn „der Widerstand der trägen Welt", den die Flammenworte des Genius nicht zu besiegen vermögen, auf Augenblicke ihm Unmuth über seine Prophetengabe einflößt!

Eine Reminiscenz aus der Jugendzeit im eigentlichsten Sinne ist „Die Bilderbibel", in freierem „Nebo". Des ersteren, innigen Gedichtes ist schon bei der Entwickelung des Dichters gedacht worden; sanft-elegisch tönt es aus in den Versen:

„O Zeit, du bist vergangen!
Ein Mährchen scheinst du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der stillzufried'ne Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude —
Alles dahin, dahin! —"

Im Nebo schauen wir mit dem Führer Israels hernieder auf den lachenden Gottesgarten Canaans, wo Korn und Traube reift, und es durchweht unsere Seele sympathetisch die reine Empfindung:

„Auf einem Berge sterben —
Wohl muß das köstlich sein!
Wo sich die Wolken färben
Im Morgensonnenschein.
Tief unten der Welt Gewimmel,
Forst, Flur und Stromeslauf,
Und oben thut der Himmel
Die goldnen Pforten auf.“

Der Gedichte, die wie „Moosthee“ und „Vier Roßschweife“ recht eigentlich Tagebuchblätter sind, haben wir schon Erwähnung gethan, ebenso auch den wesentlichen Inhalt derer angezogen, in denen sich der Dichter über die von ihm gewählten exotischen Stoffe ausspricht. (Meine Stoffe; Im Herbste; La vida es sueño u. s. w.) Es bleibt uns nun noch ein kurzer Rückblick auf die Gedichte übrig, in denen er seine Auffassung der Poesie und sein poetisches Streben ausspricht.

Mit einem gewissen freudigen Stolz weiß sich der Dichter als Darbringer neuer, fremdländischer Stoffe in originalem Gewande. Hatten doch auch gerade diese die Aufmerksamkeit der Nation zuerst und besonders auf sich selbst und auf ihn gelenkt! Mit ganzer Gluth hängt er an der fremden Wunderwelt; er weiß, wie „Heinrich der Seefahrer“ es uns verkündet, dem ländererschließenden portugiesischen Prinzen nachzufühlen die Wonne, welche dessen Geist empfand, als sich ein Erdraum nach dem anderen mit nie gesehenen Natur- und Menschengestalten ihm aufthat und seine Phantasie mit bunten Träumen erfüllte. Auch ihn

hat die Aventure in ihren Zauberkreis gezogen; doch nicht ist es ihm vergönnt, wie der Schiffer, reichbeladen mit den Schätzen und Wundergebilden der Tropen heimzukehren, noch auch, wie der Weise, der in des Ostens Geisteswerken forscht, die tiefen Sprüche fremder Lehren mit nach Hause zu tragen: ihm ward die Aufgabe die Bilder fremder Zonen mit des Liedes bunten Netzen in ihrer Frische und Farbenpracht festzuhalten, eine Aufgabe, die freilich, wie er sich gesteht, auch mit dem Aufgebot aller Mittel, welche die Sprache der nach Ausdruck ringenden Phantasie zu verleihen vermag, nur unvollkommen gelöst werden kann.

„Was sind Lieder, deren Saum
Fremde Reime wirr umranken,
Wie an einem Tropenbaum
Lianenblumen üppig schwanken?“

Doch überall im mannichfaltigen Leben entquillt ihm der Born der Poesie. Er erkennt sie, wie er uns im „Reiter“ sagt, nicht blos am Rande des Meeres, im Leben des Negers, zwischen dem Mastenwalde im Hafen und im funkensprühenden Rosselaufe, er fühlt auch den Hauch der Poesie:

„Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube.“

Nie aber soll, wie er 1835 und 1836 Duller in dessen „Phönix“ als poetisches Vorwort schrieb, die Poesie zur Arena der politischen Parteikämpfe werden. Die Poesie stehe hoch über dem Drange und den Wirren des Tages, damit der Staub, den die feind-

lichen Heere hier aufwühlen, ihren reinen Schimmer nicht entweihe. Wahrheit und Recht sollen und werden mehr und mehr in der Menschheit emporwachsen und die edelsten Blüthen hervorbringen, aber sie gedeihen nicht in den Stürmen des politischen Zeitgetriebes. Der Poet —

„Nicht ist ein Fremdling er dem Ringen
Und dem Erregtsein dieser Zeit. —
Barg denn nicht er auch mit den Schwingen
Den Funken, der erregt den Streit? —
Fortan ihr Schimmern will er wahren;
Sein Flug ist über den Partei'n,
Doch gilt sein Flügelschlag den Schaaren
Des Reinen und des Rechts allein.

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutschland wird erstehn.
Unhemmbar ist des Geistes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel ist und recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Ersteht, was fördert ein Geschlecht."

Von ungleich größerem Werthe, als diese beiden „Phönix-Lieder", ist der „Bannerspruch", mit dem Freiligrath 1837 den dritten Jahrgang der Duller'schen Zeitschrift einleitete. Dieses herrliche Gedicht läßt uns einen vollen Blick thun auf den innersten, festen Grund der Seele des Dichters, aus dem alle seine Poesien, so verschieden sie auch untereinander sind, erwachsen und ihre Lebenskraft empfangen. Die Ausstrahlungen seines Geistes finden sich hier zu einer leuchtenden Idee: Fortschritt, Verbrüderung und einstige Vollendung der Menschheit — vereinigt. Hier liegt auch der belebende Nerv seiner ethnographisch-schildernden Poesie, und gewiß

ist es charakteristisch, wenn sein Landsmann Kapp sein auf dem Grunde modernen Geisteslebens ruhendes geographisches Werk („Vergleichende allgemeine Erdkunde als wissenschaftliche Darstellung der Erdverhältnisse und des Menschenlebens nach ihrem inneren Zusammenhang. Braunschweig. Westermann.“) mit den Strophen des Bannerspruchs begleitet, mit denen wir hier die Betrachtung der ersten Periode unseres Dichters am würdigsten abschließen:

„Ein Reich ja gilt es zu erringen
Der Menschheit, unsrer Königin!
Ein Reich, um welches sie noch heute
Von Thränen und von Blute trieft;
Doch dessen Thronen nach dem Streite
Ein inn'res Ahnen ihr verbrieft!

Ein Reich, von dem ich oft gestammelt,
Und es gesehen auch im Traum:
Die Völker hatten sich versammelt
Um einen einz'gen Lebensbaum.
Da war kein Schelten und kein Toben
Und keiner eitlen Rede Brunst;
Ich sah ein Band, das war gewoben
Aus Glaube, Freiheit, Wissen, Kunst.

Sie brachten Alle, was sie hatten,
Voll Eintracht Einem Weihaltar;
Wie Brüder sah ich auf den Matten
Gelagert diese große Schaar
Und wie die Taube über Lämmern
Sich wiegt in Lüften, also schier
Sah milde durch der Zeiten Dämmern
Die Lieb' ich schweben über ihr.

Das ist das Reich, nach dem wir streben:
Und ist auch unser Häuflein schwach:
Wir haben Kämpfer vor und neben,
Und immer neue wachsen nach!

Die ganze Menschheit Eine Heerde —
O nur gerungen und geglaubt!
Es frommt ihr jede Handbreit Erde
Die der Gemeinheit wir geraubt.

———

Ich fühl's an meines Herzens Pochen;
Auch uns wird reifen uns're Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!"

Sechstes Kapitel.

Zur näheren Beurtheilung der Freiligrath'schen Poesie.

Freiligrath, haben wir erkannt, ist vor Allem ein Dichter der Schilderung, der ein Bild der Gegenstände und Situationen in den markigsten, schlagendsten Zügen und den frischesten, schimmerndsten Farben vor uns hinzaubert. In seiner Composition schlägt er gemeiniglich folgende, mit einander im letzten Grunde verbundene Wege ein: Häufig malt er uns einen Gegenstand oder eine Situation, die einheitlich und bestimmt abgegrenzt sind, wobei Gedanke und Gefühl entweder in der Darstellung gebunden liegen, oder auch frei hervortreten. Solcher Einzelbilder sind z. B. Banditenbegräbniß, die Geusenwacht und Tod des Führers, in den beiden ersteren die Empfindung latent, in dem letzteren frei werdend.

Oder der Dichter stellt zwei oder mehrere in der Regel scharf contrastirende Bilder auf, die sich zu einem geschlossenen Anschauungskreise, dessen Mittelpunkt eine bestimmte Idee ausmacht, vereinen, wie Die seidene Schnur, Die Tanne, Piratenromanze u. s. w. Oder er geht endlich von einem Bilde aus, insofern ihm eine äußere Begebenheit, die lebendig vor das Auge hintritt, zum Widerschein eines allgemeinen Gedankens wird; sei es, daß er diesen darin allegorisch ausgeprägt findet, sei es, daß ihm das Bild des Lebens, welches sich den Blicken darbietet, als schlagender Beweis der Wahrheit desselben erscheint. Belege zu dieser Weise bieten: Von unten auf! — Der Springer, Kreuzigung, Mit acht Rossen u. a. m. Grund und Haupttheil der Freiligrath'schen Poesien bildet also in der Regel eine feste, weltwirkliche Erscheinung, sei es nun, daß von ihr aus sich ein Gedanke aufschwingt, oder daß in der concreten Gestaltung des Lebens der Gedanke verleiblicht oder doch gegenbildlich angedeutet erscheint.

In dem Ebengesagten ist ein Vorzug des Schaffens unseres Dichters ausgesprochen; es muß aber auch eine Beschränktheit und Mangelhaftigkeit darin gefunden werden. Reden wir ohne Scheu davon, daß namentlich die erste, besprochene Liedersammlung, die eben auch die Hauptgruppe seiner Poesien geblieben ist, Mängel aufweist, die mehr oder weniger sich auch in der späteren Dichtung bemerkbar machen. Abgesehen davon, daß auch dem Genius gegenüber sich der freie Geist überall ein freies Urtheil vorzubehalten hat und von dem Gesammtzwecke aller unserer Erörterungen, wäre auch ein bloßer Panegyrikus da, wo die Huldigung eines Mannes auf der bewußten Werth-

schätzung seines Charakters und Wirkens beruht, in der That nichts anderes, als eine Herabsetzung.

Freiligrath ist nur zu sehr ein Dichter der Anschauung und Meister der Farbe. Leicht erfüllen die Scenen der Außenwelt, die er selbst erfahren hat, oder welche ihm sonst zugeführt sind, seine Phantasie, leicht wirft sie sein gewandter Stift auf das Papier. So zeigt er sich denn allzu freigebig, was schon Chamisso bemerkte, und wir empfangen nach einem Bilde, das die Meisterhand verräth, ein ähnliches, das besser im Pulte geblieben wäre. Dazu kommt, daß des Dichters Phantasie, so beweglich sie auch an sich ist, doch nur in verhältnißmäßig wenigen Erdräumen spielt, und so begegnen wir den Palmen und Korallen, den Negern und Dromedaren, den Scheiks und den Wüsten gar zu oft. — Auch breitet sich in vielen Gedichten die Schilderung so behäbig aus, daß sie Gedanken, Empfindung und Handlung erdrückt oder zur Seite drängt. In den Freiligrath'schen Zonengemälden herrscht, wie wir gesehen haben, der Stil großer, moderner Gedanken; in vielen derselben läßt sich dieser aber nur erkennen, wenn man den Blick auf die ganze Gruppe richtet und nun die Aehnlichkeit findet; es tritt selbst die allgemeine belebende Idee zurück, geschweige, daß wir sie in freier, individueller Entfaltung sollten wirken sehen. Mit dem Gedanken verschwindet denn auch oft das Gefühl, und wir erhalten mehr oder weniger bloße Beschreibungen, die, so farbenreich und glühend sie auch sein mögen, doch kein Gegenstand der Poesie sind. So leichtfertig und ungerecht es ist, wenn man Freiligrath schlechthin einen bloßen Panoramenmaler und in besonderem Hinblicke auf seine Thierbilder, in einem anderen Sinne, als er in der „Rheinsage" das Wort will gelten lassen, den

„van Aken der Poesie“ genannt hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Dichtungen wie „Afrikanische Huldigung“, „Am Kongo“ u. s. w. und große Theile anderer, gehaltvollerer Poesien in der That nur phantasievolle geographische Zeichnungen sind, die von der Poesie wenig mehr, als die Form entlehnt haben. Zu denjenigen Gedichten der ersten Periode, aus denen keine Seele strahlt, bilden namentlich auch — neben den „Auswanderern“, dem „Mohrenfürsten“ u. s. w. — die Lieder der zweiten Periode einen erfreulichen Gegensatz; hier spricht wirklich das Herz. Eine ähnliche Einförmigkeit, wie in der Wahl der Stoffe, finden wir nicht selten in der Gruppirung derselben. Der Dichter componirt zu häufig so, daß er die mannichfaltigen Bilder, die er malt, nicht nach innerer Verknüpfung, sondern nur nach der Folge, wie sie im Geist eines auffassenden Subjectes einander ablösten, vorführt. Wenn uns — dieselbe Sache von der Rückseite angesehen ein Gegenstand, z. B. der Neger, das Schiff, die Tanne, die Schwalbe, vorgestellt wird, so wird uns zu oft erzählt, wo derselbe allenthalben gewesen ist und was er dort gesehen hat. In Gedichten dieser Art lassen sich denn wirklich bisweilen Strophen durch einander mischen, ohne daß der Eindruck des Ganzen wesentlich leidet. Eine Darstellungsweise, wie die erwähnte, ermüdet um so leichter, wenn, wie in dem „Schlittschuh-laufenden Neger“, der Ausgangspunkt des mitgetheilten Lebensabrisses: Der Neger jagt unter dem Aequator auf seinem Rosse die wilden Raubthiere — und der Endpunkt derselben: Der Neger läuft, in Pelzkleider gehüllt, Schlittschuh — keinen bedeutsamen, ergreifenden Contrast bilden. Wir freuen uns, wenn einmal — wie im „Bivouac“ in dem Bonaparte's Wort bei der Pyramidenschlacht:

Vier Jahrtausende sehen auf euch hernieder! eine poetische Umschreibung erhalten hat — die wechselnden Weltbilder in einer anderen Aneinanderreihung, als der gewöhnlichen, vorgeführt werden. Zunächst aber fehlt es dem Dichter recht oft an Einheit und strenger Gliederung der Composition. Auch in dieser Beziehung paßt auf ihn das bekannte Wort der Xenien an Jean Paul, daß viele seiner Schöpfungen besser geworden wären, hätte er seinen Reichthum so, wie Andere ihre Armuth, zu Rathe gehalten. Manches seiner Gedichte würde vortrefflicher sein, wenn es um ein gutes Stück gekürzt wäre. Der Dichter erliegt der Fülle der Anschauungen, die sich ihm aufdrängen, er weist nicht genug mit dem Stabe des ordnenden Verstandes die Geister zurück, welche auf ihn einstürmen, um an dem Born seiner Poesie blühendes Dasein zu gewinnen. So erhalten wir nicht selten viel Nebensächliches und geradezu Ungehöriges, was es zu einer geschlossenen Anschauung und Empfindung nicht kommen läßt. Es sind nicht viele Gedichte von Freiligrath, die sich von dem Fehler der Ueberfülle des descriptiven Elements vollkommen frei erhalten. Wo dem Dichter eine kühne, naturfrische Bildvorstellung vor die Seele tritt, enträth er ihrer nicht gern, sollte auch die künstlerische Einheit und der energische Eindruck des Gedichtes leiden. Nicht blos Gedichte wie „An das Meer", sondern auch Erzeugnisse der eigentlichen Empfindungs- und Gedankenlyrik beweisen das. Der Umstand, daß der Dichter zu sehr Meister der Schilderung ist, beeinträchtigt, wie Gedanke und Empfindung, so auch oft die Handlung. Wo er uns eine solche darstellen will, hält ihn die Zeichnung der Situation wohl gleich am Eingange fest. Der Hintergrund ist in blendenden Farben mit reichen

Gestalten gemalt; aber das Spiel, das vor den Coulissen sich entwickeln soll, läßt zu lange auf sich warten, oder bleibt zu dürftig, und die Aufmerksamkeit wird von demselben durch Veränderungen in der Decoration mitten in der Scene abgezogen. So sind denn manche der „Romanzen und Balladen" im Grunde nur Situationsbilder; z. B. „Der Falk" und „Schwalbenmährchen". Bisweilen ist es nicht einmal der Schauplatz, auf dem die Handlung spielt und ähnliche äußere Voraussetzungen, wobei der Dichter ungebührlich verweilt, sondern selbst die zufällige Veranlassung zur Darstellung des betreffenden Stoffes, die er uns des Weiteren erzählt; das Kunstwerk hat zu viel vom Tagebuchblatte. So haben wir im Anfange des sonst so echtpoetischen „Odysseus" fast ein Dutzend Doppelverse, die mit dem eigentlichen Thema in gar keiner oder in losester Beziehung stehen. Auch die Anfänge von „Bei Grabbe's Tode" und der später entstandenen „Rose", so sehr sie sonst auf Inhalt und Färbung des Nachfolgenden, Hauptsächlichen, im voraus das rechte Licht werfen und unsere Empfindung dafür stimmen, leiden an solcher Breite. Die poetische Verarbeitung geschichtlicher Thatsachen gelingt dem Dichter wenig; es fehlt an wirklicher Handlung, die in dramatischem Gange einherschreitet, und an einem Gedanken, der frei, mächtig und in sich geschlossen aus der Handlung herausspringt, so daß er uns im Innersten ergreift. Entweder werden uns, wie in „Barbarossa's erstes Erwachen" und „Geusenwacht", blos lebende Bilder aus der Geschichte vorgeführt, oder die Handlung ist an sich nicht bedeutend genug oder wird doch nicht bedeutend genug dargestellt. So packt uns in „Lieve Heere" der patriotische Opfertod des wackeren Niederländers, der sein Grab

in den Fluthen findet, um den ihm anvertrauten Brief nicht in die Hände der Feinde seines Landes gelangen zu lassen, wenig; und andererseits haben wir wieder nicht die Empfindung, welche das historische Volkslied in uns hervorruft, wenn es uns kühne Thaten in leichtem, naivem Tone erzählt. In dem 1844 geschaffenen „Fensterkreuz" ruft der preußische Kurfürst, er wolle den Widerstand des freien Bürgerthums brechen, so wahr er den Apfel in seiner Hand durch das offene Fenster werfe. Er wirft — aber der Apfel prallt vom Fensterkreuz zurück. Wenn der Dichter an die Erzählung dieser Begebenheit mahnend den Gedanken knüpft:

„Nur festen Widerstand!
Laß dir dies Kreuz ein Vorbild sein und einen Trost, mein Vaterland!"

so fühlt man, daß die angeführte Thatsache zu schwach für die Wucht des Gedankens ist, der auf ihr ruhen soll. Die einzige Schöpfung des Dichters, in welcher ein großartiger geschichtlicher Stoff eine großartige geschichtliche Idee trägt, ist die „Kreuzigung". Sie zeigt die Leistungsfähigkeit des Dichters nach Inhalt und Begrenzung. Auch hier ist die Situation überhaupt meisterhaft, das Colorit dunkel und gewitterhaft, angemessen dem Tage von Golgatha, an dem selbst die Natur trauert. Während der Gottmensch am Kreuzesstamm verblutet, würfeln am Fuße desselben germanische Krieger, im Solde der Römer, um seinen Mantel und erzählen dabei von dem Kampfe in der Arminschlacht. Von Zeit zu Zeit vermischen sich die letzten Worte des Erlösers mit ihren Ausrufungen beim Spiel und ihrer Erzählung. Der Christ vollendet. Der Legionär, dem der Mante

zugefallen ist, wirft ihn um die Schultern und öffnet des Todten Seite mit dem Speer. — Der Dichter schließt mit den Worten:

„Nun Finsterniß! Komm', leih mir deinen Arm!
Die Erde bebt! bergunter flieht der Schwarm!
Die müssigen Schauer alle sind zerstoben!
Bergab, bergab die Juden ohne Zahl!
Auch Roma's Adler wankt hinab ins Thal —
Christ und sein Wächter einzig bleiben oben.

Auf seinen Speer, den tröpfelnden, gestützt,
Mit Jesu Blut den nerv'gen Arm bespritzt,
Sieht Rom und Juda ziehn der Veterane!
Der alten Zeit nachsinnt er narbenvoll,
Die eine neue bald erschaffen soll!
In Christi Mantel der Germane!"

So dramatisch bewegt, gelungen in Ton und Farbe und im Einzelnen genial gedacht das Gedicht ist, so fehlt doch auch ihm die künstlerische Anlage und Geschlossenheit, bei welcher das Ganze in allen seinen Theilen von einem Nerv durchzogen und belebt wird, klar und bestimmt einen Geist offenbart. Es bleibt zu sehr bei dem Nebeneinander, es kommt zu keinem rechten In- und Durcheinander. Das Würfelspiel der germanischen Krieger sammt deren Ausrufungen steht in keiner inneren Verbindung mit den Worten des Gekreuzigten, — Beides liegt wieder außerhalb der Sphäre des Grundgedankens, — und diesem ist überhaupt nur in der letzten Scene ein bestimmter, aber zu äußerlich dastehender Anknüpfungspunkt gegeben. Die Idee der Vermählung des Germanenthums und Christenthums zu einem neuen weltgeschichtlichen Lebensprincip findet nur einen malerischen, allegorisch-personificirenden Ausdruck.

Des Dichters Streben nach dem Naturkräftigen

und Durchschlagenden hat ihn, wie die französischen Neuromantiker, nicht selten zu Stoffen geführt, von denen sich das ästhetische wie das sittliche Gefühl schaudernd abwendet. Diese unholden Gestalten, zu denen schon „Die seidene Schnur“ — im Uebrigen ein brillantes Gemälde orientalischen Lebens, in dem glühender Lebensgenuß athmet, — „Scipio“, „Das Husarenpferd“ und „Anno Domini ....“, recht eigentlich aber „Afrikanische Huldigung“, „Am Kongo“, „Die Todten im Meere“ und, als das gräßlichste Gebilde, „Schahingirai“ zu rechnen sind, gesellen sich den ungeheuerlichsten und widerlichsten Productionen der späteren Romantik bei. Der Dichter mag wohl, wie in der „Geisterschau“ sich vor den Seelen derer entsetzen, die seine Poesie in das Todtenreich der Meerestiefe oder eines afrikanischen Grabes gezogen hat.

Der Dichter versteht es, mit besonderem Geschicke Gegensätze zu malen und wirken zu lassen. Jubel und Schmerz, freudige Kraftentfaltung und stilles Dulden, Lebenswollust und Todesschrecken, geräuschvolle Bewegung und tiefe Ruhe — treten oft nahe aneinander und zeigen uns in ergreifender Weise die mannichfaltige Gestaltung und den Wechsel und Wandel des Lebens. „Der Mohrenfürst“, „Die seidene Schnur“, „Henry“, „Piratenromanze“, „Löwenritt“ u. s. w. geben dazu Belege.

Was die Verinnerlichung und Verklärung einer gegebenen Erscheinung durch ein ihr entsprechendes Gegenbild anlangt, so erfreut uns der Dichter in der Regel durch Angemessenheit und Schönheit seiner Vergleiche. Rufen wir uns nur zunächst die bei der Behandlung der Gedichte bereits genannten ins Bewußtsein zurück. Da liegt die versunkene Stadt in

ganz anderen Sinne zu verstehen, als wie es von Rückert gesagt wird. Während dieser die deutsche Zunge in allen Versmaßen, Strophen und phonetischen Formen, die in der Dichtkunst auftreten, geschickt weiß reden zu lassen, bekundet Freiligrath seine Meisterschaft darin, daß seine Sprache den Gedanken nicht umschifft, sondern ihn auf die anschaulichste, bezeichnendste Weise ausdrückt. Außer der eigenthümlichen Handhabung des Alexandriners, seines „Wüstenrosses aus Alexandria", mit dem er kühn über die Klüfte setzt, und dessen Eisenschuh dem Felsen des Echo's Donner und des Kiesels Blitze entlockt", hat Freiligrath, was Vers- und Strophenbau anlangt, sich keinen ihm wesentlich eigenen Sprachkörper geschaffen. Mit Vorliebe gebraucht er aber den auch durch ihn in der deutschen Poesie häufiger gewordenen Doppel-Vierfüßler und zwar sowohl den trochäischen, den Vers des Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Unter den Palmen u. s. w., als den jambischen, der in Mirage, Leviathan und anderswo auftritt. Im Uebrigen finden wir, abgesehen von einigen Versuchen in Sicilianen-, Terzinen- und Hexameterform und einer Anzahl von Sonnetten die gebräuchlicheren Vers- und Strophenarten in größester Mannichfaltigkeit, und die Gabe des Dichters, jeder Stimmung den rechten sprachlichen Ausdruck zu geben, bewährt sich auch in der Wahl der metrischen Form. Die sprachgestaltende Kraft des Dichters liegt vor Allem in Wort und Wendung. Außer den fremdsprachlichen Reimen und ungewöhnlicheren geographischen Eigennamen — Wortblumen, die mitten im Kranze eines deutschen Liedes an eine ausländische Flora erinnern — verfügt er über eine große Anzahl von selten oder auch noch

nicht gebrauchten Einzelwörtern und Wortzusammensetzungen, in denen sich der Gedanke charaktervoll ausprägt. Von einzelnen Wörtern, theils aus dem Dialekt genommen, theils im Neuhochdeutschen wenig angewandt, finden wir: Riem (Ruder), Schüppe (Schaufel), Kolk (Sumpf und stillstehendes Gewässer überhaupt), klamm (feucht und kalt anzufühlen), mälig (statt allmälig), stauen, Pranken, Bücherei, entgittern, bechern und andere mehr. Dazu bringt der Dichter eine Fülle von Zusammensetzungen selbsterfundener oder seltener Art, die theils metaphorisch sind, theils ein einfaches Begriffsverhältniß ausdrücken. Solche Wörter sind: Balsamnaß, Freudennaß, Wunderfrische, Haargewirr, Teppichflur, Wellendunst, Schneegeträufel, Segelschwingen, Sandöde, Wasseröde, Quellenthal, Zorneslohe, Leinwandhaus, Gluth- und Wasserspeier, Mauerring, Klippendolch, Weltgrate u. s. w., denen sich Adjectiv- und Participialzusammensetzungen wie düsterhell, brodemvoll, glutgeborsten, flügelausgespannt, unbewamst, spielvergessen u. dergl. anschließen. Wir treffen ferner auf Polynome wie Gewitterwolkenflucht, Weltkorallenkranz, Opferflammengold u. s. w. und lesen von geistergleichen Duftgebilden, von flackerndem Gestrahl, von der Soole des Meeres, dem winterlichen Schrei des Vogels, den haarigen Wurzeln, von spießwerfenden Geschwadern, dem fluthenden Gelock der Haare u. dergl. m. Es muß zugegeben werden, daß der Dichter die fremden Gleichklänge und Bezeichnungen allzu verschwenderisch streut, so daß auch dem gebildeten Leser die Beihülfe eines Universallexicons nöthig werden kann. So enthalten die zwölf mittleren Verse des „Scipio" die Reimpaare: Creolen — Fohlen; Cochenille — Vanille; Diana — Guyana; Fittig —

Lüttich; und die folgende Strophe endet in ihren sechs Versen auf: Westen — Siesten; Paramaribo — Scipio; Quito's — Moskito's! In demselben Gedichte hören wir von dem hundertfarbigen Fittig des Tukans, von dem Tajassu der Wälder, von den Fürsten Dongola's u. s. w. Auch ist es wahr, daß manches dem Dialekt entnommene Wort, z. B. Riem und Schüppe, ganz ohne Noth und nur, um zur Bildung des Reims zu dienen, entlehnt ist, daß einzelne Compositionen gewagt und ungelenk sind: im Allgemeinen aber formt der Dichter die Sprache vortrefflich nach dem Gedanken, er beweist die Kraft und Elasticität der deutschen Zunge und bereichert sie mit neuen Ausdrucksformen. Hier ist keine Virtuosität, die einmal zeigen will, welch schwierige Passagen sie auf dem Instrumente der Sprache zu spielen weiß; frisch und naturkräftig ringt der Gedanke nach Ausdruck und schafft sich in der Regel die entsprechendsten, markigsten Formen. Die Meisterschaft Freiligraths im sprachlichen Ausdruck beweisen ganz vorzüglich auch seine zahlreichen Uebersetzungen, die er theilweise seinen eigenen Werken (Gedichte. Zwischen den Garben) angefügt, theils besonders herausgegeben hat (Lyrische Gedichte von Victor Hugo. Frankfurt. Sauerländer. — Englische Gedichte aus neuerer Zeit. Stuttgart. Cotta. — Longfellow's Sang von Hiawatha. Stuttgart. Cotta.) Zu diesen Uebertragungen kommen noch eine Anzahl von Liedern, in denen er Poesien fremdländischer Dichter frei nachbildet. Freiligrath's Uebersetzungen heißeu das oft ausgesprochene Wort, daß Uebersetzungen nur getrocknete Blumen seien, lügen. Sein leicht empfangender und erregter Geist, im Besonderen die so oft hervortretende Würdigung fremden Seelenlebens und damit das tiefe Verständniß

und die freudige Begeisterung für eine ihm geistesverwandte Poesie schuf hier, vereint mit der gründlichen Kenntniß der beiden Fremdsprachen und der Gabe, Gedanken und Gefühlen in der eignen Muttersprache die bezeichnendste Form zu geben, Werke, die gewissermaßen ein für die deutsche Dichtung selbst in Besitz genommenes Gebiet genannt werden können. Freiligrath weiß aus dem Geiste des fremden Gedichtes heraus- und in den Geist desselben hineinzudichten; seine Uebersetzung ist trotz aller Natürlichkeit und Leichtigkeit der Form meistens auch äußerlich treu; wo er einzelne Züge abnimmt oder andere hineinträgt, bleibt das Ganze doch seinem Sinne und Charakter nach das Original. Um bei dem Bekanntesten zu bleiben, ziehen wir zum Belege des Gesagten aus „Gedichte" Uebersetzungen von Jean Reboul's „L'ange et l'enfant", von „The better land" von Felicia Hemans und von Robert Burns „Farewell to the Highlands", denen wir die Originale vorsetzen.

1. L'ange et l'enfant.

Un ange, au radieux visage,
Penché sur le bord d'un berceau
Semblait contempler son image,
Comme dans l'onde d'un ruisseau.

„Charmant enfant, qui me ressemble,"
Disait-il, „oh! viens avec moi!
Viens, nous serons heureux ensemble.
La terre est indigne de toi.

Là, jamais entière allégresse;
L'âme y souffre de ses plaisirs;
Les cris de joie ont leur tristesse,
Et les voluptés leurs soupirs.

La crainte est de toutes les fêtes;
Jamais un jour calme et serein
Du choc ténébreux des tempêtes
N'a garanti le lendemain.

Eh quoi! les chagrins, les alarmes
Viendraient troubler ce front si pur?
Et par l'amertume des larmes
Se terniraient ces yeux d'azur?

Non, non! dans les champs de l'espace
Avec moi tu vas t'envoler;
La Providence te fait grâce
Des jours que tu devais couler.

Que personne dans ta demeure
N'obscurcisse ses vêtements;
Qu'on accueille ta dernière heure
Ainsi que tes premiers moments;

Que les fronts y soient sans nuage,
Que rien n'y rélève un tombeau:
Quand on est pur comme à ton âge,
Le dernier jour est le plus beau...."

Et, secouant ces blanches ailes,
L'ange à ces mots prit son essor
Vers les demeures éternelles....
Pauvre mère! ton fils est mort.

Der Engel und das Kind.

Ein Engel stand an einer Wiege;
Sein Antlitz war von Strahlen hell.
Es war, als ob die eignen Züge
Er schimmern säh in einem Quell.

„Kind, das mir gleicht," so sprach der Engel,
„Fleuch auf mit mir zum ew'gen Licht!
Die Erde bietet dir nur Mängel;
Komm, deiner würdig ist sie nicht!

Auf ihr erblühst du nur zu Leide;
Selbst ihre Wonne drückt die Brust;

Wie klagend, jauchzt auf ihr die Freude,
Und Seufzer hat auf ihr die Lust.

Kein Fest auf ihr, das ohne Sorgen!
Es gab noch keinen Sonnentag,
Der Bürge ward beim nächsten Morgen
Für Sturmeswehn und Wetterschlag!

Und sollte je der Gram sich setzen
Auf diese reine, stille Brau?
Und bleichte je mit bitterm Aetzen
Die Zähre dieses Auges Blau?

Nein! folge mir, daß ich dich trage,
Wo brennend Sonn' um Sonne rollt!
Der Himmel schenkt dir gern die Tage,
Die du vertrauern hier gesollt!

Laß keine Thräne sie vergießen,
Die dich genannt ihr einzig Glück;
Laß deinen letzten sie begrüßen,
Wie deinen ersten Augenblick!

Laß ihre Stirn es nicht verkünden,
Daß hier im Haus ein Auge brach!
O komm! Wer hingeht ohne Sünden —
Sein letzter ist sein schönster Tag!"

Und, schüttelnd seine weißen Schwingen,
Auf zu der Gottheit ew'gem Thron
Erhub er sich mit süßem Klingen ....
Du arme Mutter! ... Todt dein Sohn!

2. The better land.

'I hear thee speak of the better land,
Thou call'st its children a happy band;
Mother! O where is that radiant shore,
Shall we not seek it, and weep no more?
It is where the flower of the orange blows,
And the fire-flies dance through the myrtle boughs?'
'Not there, not there, my child!'

'Is it where the feathery palm-trees rise,
And the date grows ripe under sunny skies?

Or midst the green islands on glittering seas,
Where fragant forests perfume the breeze,
And strange bright birds, on their starry wings,
Bear the rich hues of all glorious things?'
'Not there, not there, my child!'

Is it far away, in some region old,
Where the rivers wander o'er sands of gold?
Where the burning rays of the ruby shine,
And the diamond lights up the secret mine,
And the pearl gleams forth from the coral strand,
Is it there, sweet mother, that better land?'
'Not there, not there, my child!'

'Eye hath not seen it, my gentle boy!
Ear hath not heard its deep songs of joy!
Dreams cannot picture a world so fair —
Sorrow and death may not enter there:
Time doth not breathe on its fadeless bloom,
For beyond the clouds and beyond the tomb,
It is there, it is there, my child!'

Das bessere Land.

Ein besseres Land nennst du entzückt?
Seine Kinder, sagst du, sind reich und beglückt?
Mutter, wo mag sein Ufer scheinen?
Laß es uns suchen und nicht mehr weinen.
Ist's, wo im Myrthenhain rastet der Hirt,
Wo die Feuerfliege das Laub durchschwirrt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Ist es, wo schlank die Palme steht,
Das Haupt von gefiederten Büscheln umweht?
Auf Inseln in ewig heiteren Zonen,
Wo duftende Wälder die Blüthenkronen
Schütteln, wo Weihrauch die Staude schwitzt,
Wo der Vogel des Paradieses blitzt?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Ist es, wo über Geschiebe von Gold
Brausend die Welle der Ströme rollt?
Wo feurig im tiefen Dunkel der Minen
Diamanten funkeln und rothe Rubinen?

Wo die Perle glänzt am Korallenstrand?
O Mutter, ist dort das bess're Land?
— Da nicht, da nicht, mein Kind!

Kein Auge sah es, mein Sohn! kein Ohr
Vernahm seiner Stimmen jauchzenden Chor.
Seine Pracht — kein Träumender sah im Schlummer
Solch Leuchten! — fern bleiben ihm Tod und Kummer;
Nie zerstört die Zeit seinen Glanz, seinen Duft;
Jenseits der Wolken, jenseits der Gruft —
— Da ist's, da ist's, mein Kind!

3. Farewell to the Highlands.

My heart's in the Highlands, my heart is not here,
My heart's in the Highlands, a chasing the deer:
Chasing the wild deer, and following the roe,
My heart's in the Highlands wherever I go.

Farewell to the Highlands, farewell to the North,
The birth-place of valour, the country of worth;
Wherever I wander, wherever I rove,
The hills of the Highlands for ever I love.

Farewell to the mountains high cover'd with snow;
Farewell to the straths and green valleys below;
Farewell to the forests and wild-hanging woods;
Farewell to the torrents and lough-pouring floods:

My heart's in the Highlands etc.

Mein Herz ist im Hochland.

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier!
Mein Herz ist im Hochland, im wald'gen Revier!
Da jag' ich das Rothwild, da folg' ich dem Reh,
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh'.

Mein Norden, mein Hochland, lebt wohl, ich muß ziehn!
Du Wiege von Allem, was stark und was kühn!
Doch, wo ich auch wand're, und wo ich auch bin,
Nach den Hügeln des Hochlands steht allzeit mein Sinn!

Lebt wohl, ihr Gebirge mit Häuptern voll Schnee,
Ihr Schluchten, ihr Thäler, du schäumender See,

Ihr Wälder, ihr Klippen, so grau und bemoos't,
Ihr Ströme, die zornig durch Felsen ihr tos't!

Mein Herz ist im Hochland u. s. w.*)

Störend wirkt in der Freiligrath'schen Poesie die häufig vorkommende Eigenthümlichkeit, daß der Dichter seine Verse, ja ganze Strophen schließt, wo der grammatische Bau schlechterdings keine Pause gestatten will; man trübt da den Gedanken, oder verwischt die Schönheit der gebundenen Rede. — Fügen wir dem noch schließlich hinzu, daß gegen Einzelnes, was die kühne Phantasie in ihren Zonengemälden hinwirft, die besonnene Wissenschaft ihr Veto einlegen muß, so haben wir der Kritik wohl auch hinlänglichen Raum geboten zu Allem, was sie gegen unsern Dichter auf dem Herzen hat, und schließen damit die Charakteristik seiner Poesie, im Besonderen der ersten Periode derselben, ab.

---

*) Man vergleiche damit die folgende Uebersetzung (von Fiedler):

Mein Herz ist im Hochland, nicht hier ist mein Herz,
Von Hirschen des Hochlands träumt's allerwärts;
Ich jage den Hirsch und verfolge das Reh, —
Mein Herz ist im Hochland, wo immer ich geh!

Leb' wohl denn, du Hochland! leb' wohl denn, du Nord!
Die Heimath der Stärke, des Edelsinns Hort!
Wo immer ich wandle, wo immer ich bin,
Die Hügel des Hochlands sind stets mir im Sinn.

Lebt wohl denn, ihr Berge, ihr schneeigen Höh'n!
Lebt wohl denn, ihr Thäler, ihr Ebenen schön!
Lebt wohl denn, ihr Wälder, so üppig und kraus!
Lebt wohl denn, ihr Ströme, mit lautem Gebraus!

Siebentes Kapitel.

Einkehr in das deutsche Leben. Zweite Periode der Freiligrath'schen Dichtung (1840 bis 1843). „Zwischen den Garben". Zweite Gruppe.

Nachdem, wie wir am Schlusse des zweiten Kapitels bemerkt haben, Freiligrath 1839 dem kaufmännischen Berufe entsagt hatte, siedelte er sich am Rheine an, an welchem damals ein reiches poetisches Leben, meistens ein Nachwuchs der späteren, geläuterten Romantik, blühte. Nachdem er in Düsseldorf Immermann's Freundschaft genossen hatte, weilte er in dem mit Weinbergen geschmückten Unkel, einem romantisch gelegenen Flecken am rechten Ufer des Stromes südwärts von Bonn. Hier ging ihm in der Liebe zu einer herrlichen und geistreichen Frau, Ida Melos aus Weimar, die als Erzieherin in einer englischen Familie in Unkel lebte, ein neues Leben auf. Nach seiner Verheirathung zog er nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Darmstadt nach St. Goar. In diesem lieblichen, Nußlaub-umgrünten Städtchen führte er einige Jahre in einer glücklichen Häuslichkeit und in freundschaftlichem Umgange mit gleichstrebenden Dichtern, denen sein Heim sich öffnete, ein wonniges poetisches Stillleben; unter Anderen ward hier mit Kinkel und Geibel ein enges Freundschaftsband geknüpft. „Glücklich waren jene paar Jahre," sagt Kinkel in seiner Leipziger Festrede, „in denen die lustige Poetenheimath zu Unkel und St. Goar am großen Strom, der eine einzige Straße bildet, aus allen Theilen des Vaterlandes die Dichter-

freunde heranführte.“ Freiligraths mehrfach genannte Gedichtsammlung: „Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte“, erschienen 1849, wurzelt in dieser Zeit. Diese zweite Periode seiner Poesie trägt einen von der ersten vielfach verschiedenen Charakter. Die ersten Erzeugnisse sind ein Nachklang der realistischen, vorwiegend exotischen Richtung, und wir haben sie deshalb den Gedichten von 1838 angereiht. Von einer ganz neuen Seite aber zeigt sich der Dichter in einer kleinen Anzahl von Liedern vom tiefsten und reinsten lyrischen Klange. Von der Weltfahrt mit ihren bunten, wechselnden Bildern zurückgekommen, findet er eine ihm wahlverwandte Seele und traute Häuslichkeit. Der Geliebten gegenüber sehen wir ihn sein ganzes Empfindungsleben erschließen. Hätten wir nicht, als wir mit ihm die Länder und Völker schauten, so manchmal einen Blick in das warme Dichtergemüth gethan, wir würden den Freiligrath der Fremde daheim kaum wiedererkennen. Vor Allem die beiden Lieder „Ruhe in der Geliebten“ und „O lieb, so lang du lieben kannst“ legen das lebendigste Zeugniß ab von des Dichters glänzender Begabung auch für die stille, gemüthstiefe Lyrik. Wie süß und innig spricht das erste die ganze Seligkeit der Liebe des Mannes, dessen wonnetrunkene Hingabe an die Geliebte aus!

„So aß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!
Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir!
Auf meinen Knien, zu deinen Füßen,
Da laß mich ruh'n in trunk'ner Lust;
Laß mich das Auge selig schließen
In deinem Arm, an deiner Brust!“

———

„So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe dich — das ist die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünschen ruht!
Dein Arm ist meiner Unrast Wiege,
Vom Mohn der Liebe süß umglüht;
Und jeder deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!"

Und wie greift ins innerste Herz hinein das „O lieb, so lang du lieben kannst!" mit seinem innigen, sanft mahnend zu uns aufschauenden Blicke und seinen schlichten, seelenvollen Worten!

„Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein böses Wort gesagt. —
O Gott, es war nicht bös gemeint, —
Der Andre aber geht und klagt. —

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!"

Hier ist die Blüthe der reinsten Sittlichkeit, in einer Fassung vollendet von der ersten bis zur letzten Zeile.

Beide Gedichte sind Perlen aus den stillsten Tiefen eines wahren Dichterherzens geschöpft, unscheinbar und anspruchslos, aber vom lautersten Wasser und unschätzbarsten Werthe, die leuchten werden, so lange die deutsche Poesie ihren Liederschmuck trägt.

Während das letztgenannte Gedicht die allgemeine Menschenliebe in sich trägt, schließen sich „Mit Unkraut" und „Du hast genannt mich einen Vogelsteller" dem Liede an die Geliebte an. In dem herzigen und heiteren „Du hast genannt mich einen Vogelsteller" will sich der Liebende dieses Wort

der Geliebten anfangs nicht gefallen lassen, es gar gegen sie selbst zurückwenden. Doch wie sie will! So sei sie denn sein Vöglein, das alles Flattern und Flügelschlagen läßt und ihm ganz vertraut, — seine Taube, seine Lerche, seine Nachtigall.

„Sei mir die Taube, die mit freud'gem Fliegen
Auf meinen Ruf um meine Stirne schwirrt;
Auf meiner Achsel will sie gern sich wiegen: —
Da ist der Ort, wo sie am liebsten girrt.

Sei mir die Lerche, die auf Glanzgefieder
Für ihren Pflüger sich zur Sonne schwingt;
Die von des Himmels goldner Schwelle nieder
In meine Seele sel'ge Lieder singt!

Und tief im Thale, wo die Linden rauschen,
Da sei vor Allem meine Nachtigall!
Da laß mich zitternd deiner Stimme lauschen
Und deines Schlages wunderbarem Schall!

Entfliehst mir nimmer! — süßer stets und heller
Weht mir dein Flügel, tönt mir dein Gesang!
Die Garne ruhn: — glücksel'ger Vogelsteller,
Das war dein letzter und dein bester Fang!"

Wir sehen den Dichter der Anschauung in den Blüthen seines Liebesfrühlings zum Dichter der Empfindung werden. Wurzeln diese in der unmittelbaren Gegenwart, so empfangen wir auch eine Anzahl von Liedern, in denen sich sein Gefühl der deutschen Vergangenheit zuwendet. In der Heimath, am Rhein, dem Hauptschauplatz vaterländischer Geschichte in mittelalterlicher Zeit, umfängt ihn alter Sang und alte Sage, welche die Gestade des Stromes mit seinen zahlreichen Denkmalen umschweben und in dem Munde seiner Dichter widerklingen. Da singt er im „Drachenfels":

„In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelrothen, wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.
Das ist ein Kelch! — Die Sage träumt
Auf seinem Rand auf moos'ger Zinne;
Der Wein, der in dem Becher schäumt,
Ist die Romantik, ist die Minne!"

Ein Knappe Rolands und ein Troubadour zugleich durchzieht er, wie uns „Rolandseck" und die „Baurede für Rolandseck" melden, durch das Land, um den vom Sturme eingestürzten Schwibbogen der Ruine Rolandseck wieder aufzurichten. Der Dichter, welcher einst in seinem „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren" gesungen hatte:

„O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt', ich säng im Sand der Wüste
Gelehnt an eines Hengstes Bug —"

der den Freunden, die ihn zur Einkehr in das deutsche Leben gemahnt, geantwortet hatte, daß ihm in der Wüste die Palme grüne, ruft nun in der Rheinsage aus:

„Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!
Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein!
Er rauscht mir um die Stirne
Mit Wein und Eichenlaub;
Er wäscht mir aus dem Hirne
Verjährten Wüstenstaub.

Mit Simrock und Matzerath gab er „Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie“ (Köln 1841 f.) heraus. Fortan möchte er in seinen Liedern auch der deutschen Sage Ausdruck leihen. — In der „Rose“ erzählt er uns das süße Geheimniß der Blume von Jericho, die, sonst welk und dürr, nur in einer einzigen Nacht im Jahre in alter Farbenpracht, wie am Jordanstrande, glüht und duftet; in der Christnacht, wenn man rings am Gestade des Rheines zur Kirche geht, stellt der Herr sie unter brünstigem Gebete in ein Glas voll Weines, und wenn dann die Zwölfe feierlich ertönen, da blüht die Wunderrose auf, um die heilige Nacht zu feiern. — Die Darstellung in diesem Gedichte beweist wieder Freiligraths reiche Begabung. Die Verse fließen in getragenen, sanften und wohllautenden Tönen dahin; das Zartromantische, Stillglühende der Sage weht durch jede Zeile. — Der Dichter sonnt sich am Rheine in den letzten Abendstrahlen der Romantik; aber sie nehmen sein Auge nicht gefangen. Mächtig, wie der Sturm in den Eichenwipfeln seines Westfalens, rauscht der Geist desselben, wie er sich in Leben, Geschichte und Sage offenbart, in dem „Freistuhl zu Dortmund“, in dessen Schlußstrophe der Dichter von sich selbst sagt:

„Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstensand verweht: —
Ans Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch Derselbe.“

Dieses Gedicht bildet die poetische Bevorwortung des in Gemeinschaft mit Levin Schücking herausgegebenen Werkes: „Das malerische und romantische Westphalen.“ (Barmen 1840—42.)

Seit der Mitte der dreißiger Jahre war der freie Geist in Deutschland mächtig erstarkt. Vergebens hatte man das freie Wort in den Ständeversammlungen und in der Presse unterdrückt, vergebens alle sonstigen Regungen des Zeitbewußtseins erstickt, und wenn man die Gedanken nicht zum Stillschweigen bringen konnte, an den Personen mindestens sein Müthchen gekühlt: die öffentliche Stimmung war dieselbe geblieben oder hatte sich vielmehr noch entschiedener den liberalen Ideen zugewandt. Der Bestand des deutschen Zollvereins; die rechtlose Aufhebung des hannover'schen Staatsgrundgesetzes durch Ernst August, der absolutistischen Neigungen fröhnen und die Staatsdomainen zu persönlichen Zwecken ausbeuten wollte; die Eidesverweigerung der sieben Göttinger Professoren und ihre darauf erfolgte Amtsentsetzung; der Streit am Rhein zwischen Staatsgewalt und Kirche und die Abführung des Erzbischofs von Köln nach der Festung Minden — diese und ähnliche Erlebnisse gaben der Sehnsucht der Nation nach größerer politischer Einigung und freier Staatsverfassung neue Nahrung. In ähnlicher Weise wirkten die Regungen des freisinnigen Geistes, die in den westlichen Nachbarländern Deutschlands sich bemerkbar machten. In Frankreich zumal lebte eine Bewegung in den Gemüthern, die den unmittelbarsten Einfluß auf deutsche Anschauungen ausübte. Von der bisherigen Verfassung Deutschlands konnte man weder nationale Einigung, noch politische Freiheit jemals erwarten; dem Bundestag gegenüber hatte die ungeheure Mehrzahl des denkenden Theils der Nation nur das Gefühl des Hasses und der Verachtung. Niemals ward von ihm die Gelegenheit zur Unterdrückung der Freiheits- und Einheitsbestrebungen versäumt; nie-

mals dagegen ließ er sich herbei, ein wohlbegründetes, oft feierlich beschwornes Volksrecht gegen fürstliche Willkür zu schützen.

Da starb König Friedrich Wilhelm III., und die Thronbesteigung seines Sohnes erweckte in tausenden von freiheitglühenden und patriotischen Herzen die freudigsten Hoffnungen. Friedrich Wilhelms IV. lebendige und anregende Natur drängte es nach Verständigung mit seinem Volke, und die von ihm in Königsberg und Berlin gehaltenen Reden erregten sowohl vielfache Erwartungen, als sie zum Austausch der Meinungen und zur Kritik aufforderten. Wenn der König bereits im Jahre seiner Thronbesteigung die Bitte um eine allgemeine Landesvertretung abwies, so glaubte man doch, der Geist der Zeit werde ihn überwältigen und durch ihn die Nation zu dem ersehnten Ziele bringen. Mehr, als je, empfand man den Druck, den Staats- und Kirchenregiment auf die Geister ausübten und die Schmach, daß das freie Wort vom Stifte des Censors bereits im Entstehen getödtet werden konnte; mehr, als je, wollte man das ganze öffentliche Leben nach den Ideen der Freiheit und des Rechts umgestaltet wissen. Und je mehr im Laufe der Zeit die hochfliegenden Hoffnungen den Gefühlen der Enttäuschung und Unzufriedenheit Platz machten, je mehr drang die Ueberzeugung vor, daß, wenn der Sieg mit den Waffen des Geistes allein nicht erkämpft werden könne, man ihn mit blutiger Gewalt zu erringen habe. Auf den Trümmern des vernichteten alten Staates sollte sich dann der wahre Rechtsstaat, die Republik — mindestens die Monarchie mit demokratischen Institutionen — erheben.

Diese Bewegung der Geister mit ihren Hoffnungen und Leidenschaften, ihren hin- und her-

wogenden Zielen und Kämpfen spiegelte sich in der Dichtung. Mit Begeisterung stellte sich die politische Lyrik in die Reihen der Kämpfer und ließ hoch über den Häuptern der Massen ihr Freiheitsbanner flattern. Als der Erste von ihnen trat Robert Prutz mit seinem „Der Rhein" ein, Dingelstedt und Andere folgten. Ihren glühendsten, energischsten Ausdruck fand die streitende Dichtung in Georg Herwegh's Liedern. In reinen und vollen Accorden dichterischer Begeisterung, Innerlichkeit gepaart mit Kraft und Schwung, tiefe Sehnsucht mit Kampfeslust und Thatendurst, — nicht selten aber auch in gellenden Tönen wilderhitzten Hasses: so führte Herwegh den poetischen Kreuzzug gegen die „Tyrannen". Da erklang es: „Reißt die Kreuze aus der Erden! Alle sollen Schwerter werden!", ferner das Lied vom Hasse mit seinem „Bis unsre Hand in Asche stiebt, soll sie vom Schwert nicht lassen; wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen!" und die Reise eines Dichters, der, „wie er selbst mit seinem Gott gegrollt hatte, auch mit einem König hatte grollen dürfen", wurde zum Triumphzuge durch ganz Deutschland. Die steigende politische Fluth setzte alle Gemüther, zumal der Dichter, für oder gegen sich in Bewegung; der Geist drängte Jeden zur Entscheidung, im Kampfe seinen Platz zu nehmen: rechts, oder links. Gegen Herwegh, der den König von Preußen aufforderte, mit Junker- und Pfaffenthum zu brechen und im heiligen Streite Deutschlands Größe und Freiheit gegen Osten und Westen und gegen die Widersacher daheim zu ersiegen, warf sich Geibel auf. Nicht durch Empörung und Schwerterklirren solle die Freiheit errungen werden, sondern durch den Geist, der stärker sei, als die Klingen, und neben dem Freiheitssinne sei, auch die alte

Treue zu bewahren. — Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! erscholl's von hüben und drüben.

In diesem Kampfe der Meinungen finden wir Freiligrath anfangs auf der Seite des gemäßigten politischen Fortschritts, der Reform. Sein später erschienenes „Glaubensbekenntniß" ist zugleich ein Tagebuch, das uns über seine politische Entwickelung bis zu dem völligen Durchbruch einer entschiedenen Ueberzeugung genauen Aufschluß giebt. Nicht ohne Grund wird uns bei jedem Liede die Zeit des Entstehens angegeben. Wir begegnen zuerst dem schönen Gedichte „Aus Spanien", in welchem der Dichter den Tod des spanischen Generals Leon feiert, der, des Complotts gegen den die Regentschaft führenden Espartero angeklagt, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen ward. Hier liegt noch jede politische Färbung fern; eine Parteinahme des Dichters für die liberale Richtung hätte ihn eher zu Leon's Gegner machen müssen. Angesichts der politischen Kämpfe, die ihn umwogen, und die Alles in ihre Bewegung hineinzuziehen versuchen, fordert er — ganz im Sinne seiner Phönix-Lieder — Neutralität. Der Dichter, dessen ist er jetzt, wie ehemals, überzeugt, hat das Menschlich-Große, Sittlich-Erhabene, das hoch über dem Wechsel und Wandel politischer Strömungen und Formen einherschreitet, zu erkennen und darzustellen, gleichviel, wo er dasselbe findet, und mit welchen niederen Elementen es in dieser Welt der Endlichkeit und Unvollkommenheit gepaart erscheint:

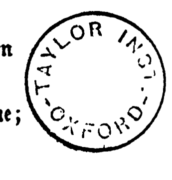
„Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt!
Ob Jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesschrei:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei."

Von Herwegh's politischer Sturmeslyrik wendet er sich ab, und mit Unwillen sieht er dessen Festzuge von Zürich nach Königsberg zu, in dem er nur ein eitles Haschen nach Volksgunst und Ruhm erkennen kann. Kalt läßt ihn das Zujauchzen der Menge, die sich gedankenlos an den Wagen der Freiheit spannt. Wenn zu derselben Zeit Geibel in seinem „An Georg Herwegh" singt:

„Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrat's entweih'n
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefordert,
Die hast'ge Gluth, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! Das ist nicht deutsche Art!
Wohl kämpfen wir auch für das Neue;
Ums Freiheitsbanner dichtgeschaart,
So stehn auch wir; doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue."



so erkennen wir die Verwandtschaft der Anschauung in den Freiligrath'schen Worten:

(Die Freiheit —)
„Ein Gottweib! Ernst verehr' ich sie,
Und geh' ihr nach mit Schwert und Schilde,
Und jauchz' ihr zu; doch nun und nie
Entweih' ich sie zum Götzenbilde!
Ich denk' an das zu Dschaggernat,
Vor dem das Volk in langer Gasse
Dickstirnig hinkniet, daß vom Rad
Es jubelnd sich zermalmen lasse!"

und in jenen dem Amerikaner Bryant nachgedichteten Versen:

„Wenn der gekränkte Geist
Der Menschheit einst auch drüben sich befreit;
Wenn seine Ketten jubelnd er zerreißt,
Und seiner Hügel als ihr Herr sich freut —
O nicht wie Sturm zerstörend ras' er dann;
Mit Jammer nicht die Erde füll' er an;
Mit Blut nicht, das in Menschenadern rann,
Befleck' er wild der Erde Lieblichkeit!

Nein, wie der Frühling mög' er leis erstehn,
Der, was ihn fesselt, bricht mit sanfter Macht;
Wie Odem Gottes weht sein schaffend Wehn; —
Da springt das Eis, der Born entquillt dem Schacht!
Aus dunklem Kerker schießt die Blum' in Hast;
Der Wald erklingt nach langer, dumpfer Rast;
Morgen und Abend sich begegnen fast,
Erdrücken zwischen sich die alte Nacht."

Wenn der Dichter auf den allmäligen Sieg des Geistes und damit auf den Triumph der Freiheit und des Rechts hofft, so verbürgt ihm das vor Allem seines Volkes uralte Kraft, die ungebrochen in dessen Tiefen liegt. Mit Liebe versenkt er sich in das deutsche Volksthum mit seinem kernigen und ewig frischen Besonderwesen, und mächtig zieht's ihn, das Geistesleben, das hier im Keime schlummert, auch durch das Wirken seiner Dichterseele zur vollen und bewußten Entfaltung zu bringen. Eine Reihe herrlicher Lieder lassen uns schauen, was jetzt in seinem Gemüthe sich regt und ringt. Da legt er in „Zu Immermanns Gedächtniß" einen Kranz von westfälischem Eichenlaub auf das Grab des Freundes, der deutsches Volksleben in seiner Innerlichkeit und Urkraft belauschte, und legt dabei das Gelübde ab, mit Fleiß, Wahrhaftigkeit und Beharren seine Pfade zu wandeln und

in dem Ringen der umwogenden Zeitfluthen des rechten Ziels nicht zu vergessen. Da singt er in seinen „Dorfgeschichten" allen denen, die mit Immermann das Gold im Volke treu zu Tage geschürft haben, einem Jung-Stilling, Pestalozzi, Brentano und dem, der sich als Fünfter ihnen zugesellt hat und dem er dieses Lied weiht: Auerbach. Schön sagt er diesem:

„Das Alles aber ist dir nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben ließest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Muß, wie das Leben selber, auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonnen und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen!

So geht es dir, so ging es jenen Vieren!
Wie schön ihr dasteht in geschloss'ner Reihe,
Für ein Jahrhundert den Beweis zu führen,
Daß immer jung bleibt deutsche Sitt' und Treue: —
Derb schaut mich an dasselbe Volksgesichte
Aus deinen Blättern, wie aus Jung's Geschichte!

An Neckar, Ruhr, in Baiern, Schweiz und Siegen,
Ob hundert Jahre sich durchs Land auch drängten,
Dasselbe Antlitz mit denselben Zügen!
Und überall noch, was sie auch verhängten:
Gedrücktsein, Armuth, Kriegesnoth und Trubeln —
Dasselbe Lachen, Weinen, Zürnen, Jubeln!

O das erhebt! Wer mag ihn unterdrücken,
Den Kern im Volk, den ewig tücht'gen, derben?
So laß uns denn frisch auf und vorwärts blicken:
Ein Keim, wie der, wird nimmermehr verderben!
Der fängt erst an, in Pracht sich zu entfalten —
Mag Gott die Hände segnend drüber halten!

In solcher Hoffnung biet' ich dir die Rechte! —
Wär' ich der Schwarzwald, meine Wipfel ballt' ich,
Und schüttelte der Aeste Wucht und brächte
Ein Ständchen dir wildrauschend und gewaltig!

Ich hoff, er thut's! Mag dir auf weitern Flügen
Indeß mein Handschlag und dies Lied genügen!" –

Welcher Gegensatz zwischen solchen Worten und jenen Kindern der Muse des Dichters, die er selbst heißt:

„Das Heer von Schiffern und von Mohren,
Das an der Nordsee Uferbann
Mein einsam brütend Haupt geboren —"!

Und doch erkennen wir, wenn wir den im fremden Lande, wie den auf heimischer Erde Gebornen recht genau ins Angesicht schauen, in der so verschiedenen Physiognomie Beider bestimmte Familienzüge und sehen aus ihren Augen dieselbe Seele strahlen. Hier wie dort ein Begreifen und liebendes Erfassen der ganzen Menschheit, im Besonderen des elementaren Geistes, der in ihren Tiefen naturkräftig sich darstellt. Einst dessen Lauten im allgemeinen Völkerleben lauschend, vernimmt der Dichter nunmehr, inmitten der Heimath, seine Stimme im deutschen Volkswesen. — Dem romantischen Zauber, mit dem der Sagengeist des Rheines seine Sinne zu umfangen gedachte, entwindet er sich; aber die Lieder, in denen er dieses Ringen und seine endliche, vollbewußte Lossagung von der Romantik uns darlegt, sind zugleich ihrem Andenken die herrlichsten Male.

Ein Flecken am Rheine zeigt uns Oberwesel mit seinen Zinnen, Pforten und Thürmen und seiner schönen Liebfrauenkirche, wo, umrahmt von pittoresken Felsgipfeln und Thalmulden, noch das Mittelalter sein eigenthümlichstes Gewand entfaltet. Träumend zieht der Dichter in diese letzte und schönste Freistatt ein, welche die vor der klugen modernen Zeit flüchtig gewordene Romantik birgt. Dem Auge des

Dichters bietet sich ein Bild dar, das seine Gedanken erregt: Ludwig Uhland, auf einem Dampfer vorüberfahrend. Der Kampf zweier Weltanschauungen liegt in dieser Scene ausgesprochen: „Der jüngste, reinste Kämpfer der Romantik — auf dem Dampfer! Dahingerissen von der neuen Zeit des Mittelalters fromme Trunkenheit.“ Doch

„Dein Reich ist aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein ander Geist regiert die Welt, als deiner.
Wir fühlen's Alle, wie er Bahn sich bricht;
Er pulst im Leben, lodert im Gedicht,
Er strebt, er ringt — so strebte vor ihm keiner!
Ich dien' ihm auch und wünsch' ihm frohen Sieg —
Doch warum dir, Verbannte, deßhalb Krieg?

Dir, deren prächtig Banner ohnehin
Einsam nur weht noch auf zerfall'ner Mauer!
Dir, der Entthronten! — Mit bewegtem Sinn
Zu deinen Füßen werf ich still mich hin,
Ein ernster Zeuge deiner Wittwentrauer!
Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm noch Leide trägt.

Nicht wie ein Knabe! — Diese Stunde nur
Zu deinen Füßen klagend will ich sitzen!
Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen.
Nur eine Stunde! Aber die auch ganz
An deiner Brust, an deiner Glorie Glanz.“

Und nun feiert der Dichter eine Stunde, in welcher er sich dem Leben der Gegenwart entfremdet. Moosbewachsene Burggemäuer, Kirchruinen mit düsteren Bogenreihen, mit denen Laubgrün sich mischt, Ritter und Burgfrauen, aus Stein gehauen, in der Nische, — stromaufwärts die Pfalz, erglühend im Abendsonnenbrand — Alles durchzittert die Seele mit

süßem Schauer, erfüllt sie mit seligtrunkener Selbstvergessenheit.

„Lautlos die Stätte! Markt und Strom wie weit!
Romantik, ha, mein Trauern ist gebrochen!
Den Gottesfrieden, die Gotttrunkenheit,
Die du nur kennst — nicht ach! die neue Zeit! —
Hier fühl' ich rein sie meine Brust durchpochen.
Die Erde weicht, in sel'gen Armen hält
Der Himmel mich — verschollen ist die Welt!"

Von neuer Kraft getragen, will nun der Dichter ins Leben zurückkehren; er nimmt Abschied von der Romantik:

„Leb' wohl für heut'! — Des Abends letztes Gold
Strömt durch die Scheiben; über mir Geläute!
Die Kirchenfahnen flattern halb entrollt! —
Ihr allzeit Klugen, die ihr wissen wollt,
Was alles Ding, auch was dies Lied bedeute:
Der Lettner glüht, die ew'ge Lampe flammt —
Nennt für Brentano es ein Todtenamt!"

Diese schöne Elegie, nur etwas zu sehr sich ausspinnend — doch die Klage ist ja überhaupt wortreich — sonst vollendet in jedem Verse, fast in jedem Worte, ist wohl die reinste Blüthe der Gedankenlyrik Freiligraths und hat nicht bloß Bedeutung für die Erkenntniß seiner Geistesentwickelung. In wessen Brust kämpften nicht auch zu Zeiten noch die beiden Seelen mit einander, die in des Dichters Brust ringen, das energische, gradausschreitende Denken und Arbeiten im Lichte der Gegenwart und das sich in vergangene selige Zeiten fromm versenkende Gefühl!

Um Neujahr 1842 wurde Freiligrath durch die Verleihung eines Jahrgeldes von 300 Thlr. überrascht. Dasselbe von König Friedrich Wilhelm IV, der es ihm zuwandte, anzunehmen, konnte er, so

wenig wie Geibel, der ein Jahr später mit der gleichen Pension bedacht wurde, irgend Bedenken tragen. Es war aber natürlich, daß man die politische Mäßigung des Dichters und besonders seine Warnungen vor dem gedankenlosen und revolutionären Freiheitsschwindel auf Rechnung der empfangenen königlichen Huld setzte. Als nun Anfangs des Jahres 1843 Freiligraths Brief an Herwegh veröffentlicht wurde, in dem es hieß:

„Ein neuer Held Sanct'Jürgen,
Durch Deutschland zogst du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei. —
Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!"

da ward an vielen Orten lautes Murren vernommen gegen den „begnadeten Poeten", dem man außer Liebedienerei noch Neid und ähnliche Motive unterschob. Man nannte ihn selbst einen Renegaten der Freiheit, und doch bewahrte der Dichter nur seine vor Jahren bereits klar und bestimmt ausgesprochenen Ansichten. Nun ist es wahr, daß es eben dem pensionirten Dichter am wenigsten anstand, dem aus Preußen ausgewiesenen Herwegh ein Spott- und Rügelied nachzusingen; Freiligrath ist aber zu allen Zeiten ein Mann gewesen, in welchem ein mächtiger Eindruck leicht zu That aufloderte, und hier glaubte er sowohl die wahre Freiheit auf das Spiel gesetzt, als auch ein trauriges Beispiel von Charakterlosigkeit gegeben. — Im freundschaftlichen Umgange mit Geibel floß ihm der Sommer von 1843 dahin. In dieser Zeit begegnen wir aber bereits entschiedenen Symp-

tomen von einer entschiedenen Wandlung der politischen Anschauung des Dichters.

Es war eine Zeit, in der die Gemüther mehr und mehr zum entschiedenen Liberalismus gedrängt wurden. Die Hoffnungen, welche man an den preußischen König bei seinem Regierungsantritt geknüpft hatte, als er in Königsberg und Berlin zu seinem Volke sprach, eine vollständige Amnestie für alle politischen Vergehungen erließ, Arndt seinem Amte zurückgab, die beiden Grimm nach Berlin und Dahlmann nach Bonn zog und die Censur der ärgsten Willkür entzog — diese Hoffnungen auf Einschränkung der Militair- und Polizeimacht, auf freie Vertretung des Volkes, freie Presse, freies kirchliches und Gemeindeleben und nationale Einigung waren im Absterben. Die Bitten um eine reichsständische Verfassung wurden auf das entschiedenste zurückgewiesen, die freie Forschung und religiöse Bewegung im Volke beschränkt, die Censur in einer drückenden Weise beibehalten, und die nationale Einigung fand schließlich in einigen verbesserten Kriegseinrichtungen des deutschen Bundes ihren Ausdruck! Die Freunde Preußens und Deutschlands trauerten und zürnten, als Preußen, statt eine freie und nationale Entwickelung, gestützt auf das Bewußtsein der Nation, anzubahnen und dadurch alle Kräfte derselben unter seinem Banner zu vereinen, es vorzog, mit Oesterreichs Metternich eine Verständigung über größeren Zusammenhang der deutschen Bundesglieder zu suchen. Preußen wollte die Machtentfaltung und den Fortschritt des deutschen Volkes und damit seine eigene Suprematie nicht da finden, wo dies allein gefunden werden konnte: im Volke selbst; die Forderung eines vernunft- und zeitgemäßen Vertrages zwischen Fürsten und Volke und der Gewäh-

rung von festen Volksrechten, ebenso die einer freien und wahrhaft nationalen Gestaltung Gesammtdeutschlands galten als revolutionär. Die schönen Worte, welche König Friedrich Wilhelm im September 1842 in Köln sprach, als er den Grundstein zum Weiterbau des Domes legte: „Mögen diese Thore die Thore einer großen und guten Zeit werden! Der Geist, der sie baut, ist der Geist der deutschen Einigung und Kraft —" konnten die wachsende Unzufriedenheit nicht beschwichtigen. Man hielt sich mehr und mehr überzeugt, daß „der Romantiker auf dem Throne" den Geist des modernen Lebens und dessen Bedürfnisse und Forderungen nicht begreife. Der Glaube an eine Reform der bestehenden Verhältnisse ward schwächer, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines gewaltsamen Umsturzes derselben allgemeiner.

Im Herbste des Jahres 1844 trat Ferdinand Freiligrath, nachdem er bereits seit Neujahr seine Pension nicht forterhoben hatte, mit seinem „Glaubensbekenntniß" in die Reihen der entschieden liberalen Partei. Das Buch erregte das größeste Aufsehen: Unwillen und Haß in gewissen Kreisen, Begeisterung und Jubel in der Nation überhaupt. In Deutschland, wo die Polizei auf das „Glaubensbekenntniß" Jagd machte, war nun des Dichters Bleiben nicht mehr; heftig angefeindet und in seiner freien Bewegung beschränkt, ging er noch in demselben Jahre ins Ausland.

Achtes Kapitel.

Uebergang zur politischen und socialistischen Poesie. Dritte Periode der Dichtung Freiligraths. „Glaubensbekenntniß“ und „Zwischen den Garben“: Letzte Gruppe.

Im Jahre 1843, nicht lange nach der poetischen Epistel an Herwegh sehen wir in Freiligrath eine veränderte politische Ueberzeugung sich regen, mit den bisherigen Anschauungen ringen und endlich zum vollen Durchbruch kommen. In dem Thomas Campbell nachgedichteten „England an Deutschland“ fordert Britannia, die das Banner der Freiheit hoch schwingt, die Schwester Deutschland auf, ihre Ketten, die Fesseln des freien Gedankens und der Tyrannei überhaupt, zu brechen, ihr Reich groß und frei zu machen. Das Land, welches das Pulver, den Donnerkeil der Schlacht, erfunden habe, zersprenge auch mit feurigem Geschoß donnernd seine Ketten. Schmach, daß im Lande, welches die Wiege der Buchdruckerkunst ward, die Presse sich nicht regen darf! Doch die helltönende Schlaguhr, die einst der Deutsche sinnend gebaut, soll laut dem Falle der Unterdrücker schlagen! — In „Flottenträume“ feiert der Dichter mit patriotischem Herzen die künftige deutsche Kriegsmarine. Des Vaterlandes Einheit und Macht, deutsche Ehre und deutscher Muth, Kampfeslust gegen die Feinde deutscher Größe — aber ebenso sehr auch Freiheit und Recht: so der Geist dieser Sonnette. Da spricht die Tanne, als sie sich sehnt, des einigen

Deutschlands junge Flagge in grimmer Seeschlacht zu tragen:

„Dann lehnte wohl, die Brust von Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluthen,
An meinem Stamme schweigend zu verbluten!

Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen!'

Schwarz, Roth und Gold! Dies einst verpönte Band hat sich nun in tausend Wimpeln der alte Ocean, nun auch noch Demagog, umgehangen! — Wenn aber in blutiger Schlacht der Lorbeer errungen ist:

„Ihr Bannerherrn, wohin mit den Trophäen? —
Sorgt für ein Forum, schafft die Rednerbühne,
Daß wir, wie Rom, das Beste schmücken können!"

In anderen Liedern dieser Zeit stellt der Dichter das Bürgerthum dem Adel als ebenbürtig gegenüber; vor dem emporwachsenden dritten Stande mußten die Burgen fallen; — er will nichts von sogenannten „guten Fürsten" wissen — ein Despot gab England seinen großen Freiheitsbrief u. s. w.

Da warf Hoffmann (von Fallersleben), der mit seinen „Unpolitischen Liedern" (1840 und 1841) in die Reihen der poetischen Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus getreten und im Frühling 1843 seiner Professur in Breslau entsetzt war, einen mächtigen Zunder in die bereits vermöge ihrer ganzen Grundbildung und unter den Eindrücken der Zeitereignisse mit sich ringende Seele Freiligraths. Es war zu Coblenz in der Nacht vom 16. bis 17. August 1843, wo die beiden Dichter ihre Gedanken über

Vaterland, Freiheit und Recht austauschten und Hoffmann den jüngeren Freund dahin zu überzeugen suchte, daß dieser die Zustände des öffentlichen Lebens mit seinen Augen ansehe. Der Eindruck dieser Stunden war bleibend, wie wir aus dem Gedichte: „An Hoffmann von Fallersleben“ und aus den nachfolgenden Dichtungen überhaupt ersehen. „Bei Koblenz“, „Die Linde von Hirzenach“ und „Vision“ — alle drei Zwischen den Garben — wurzeln in dieser Periode der Gährung. An Schenkendorfs Grabe ruft der Dichter voll Wehmuth aus:

„Ach, die Freiheit, die du meintest,
Kam noch nicht mit ihrem Schein!
Ach, und wiederum in Fesseln
Zieht dein Felsenkind, dein Rhein!“

Der Linde, die einst als Freiheitsbaum gedient hat, ruft er zu: „Noch hast du nicht geschwungen dein letztes Laub! Vorwärts geht die Geschichte!“ Zu St. Goar mahnt ihn der Schatten des dort gestorbenen Zinkgref, des Dichters patriotischer Schlachtgesänge im dreißigjährigen Kriege, im Kampfe zwischen den beiden feindlichen Bannern, die wehen, fest zu dem der Freiheit zu stehen. — „Guten Morgen!“ endlich zeigt uns den Dichter in seiner letzten, vollen Entscheidung. Noch einmal versucht ihn die Romantik mit ihrem ganzen süßen Zauber. Wir stehen in stiller Nacht auf Bergeshalde am Laacher See unweit Andernachs. Der Vollmond läßt den Spiegel des Sees silbern erglühen und umspielt bläulich das Schilfrohr, welches seinen Strand umflüstert, und die vielgethürmte Klosterkirche, deren prächtige Rundbogen die Andacht eines längst vergangenen Jahrhunderts wölbte. Der Fluth entstreckt sich die schmale,

weiße Nonnenhand, von der die Sage Kunde giebt. Die Romantik bietet mit ihr dem Dichter die Hand.

„Winkt und winkte mir sodann die reine!
Wie sich schüttelnd, rauscht empor der See;
Durch die Waldung huschten eigne Scheine;
Uebern Kreuzweg sprang entsetzt das Reh.

War's die Hinde, die in ihren Thränen
Genoseven weiland sich gesellt? —
Ach, mich faßte schmerzlich-süßes Sehnen
Nach der sel'gen alten Märchenwelt!

Und beinahe jenem bleichen Finger
Wär' gefolgt ich durch ihr offnes Thor;
Doch erwachend, mit mir selbst ein Ringer,
Rafft' ich stark und muthig mich empor.

See und Kloster, Thürm' und Felsenspitzen,
Wald und Schlucht, wo Genoseva litt —
Einmal noch im Mondschein sah ich's blitzen,
Und dann wandt' ich herzhaft meinen Schritt.

Eilte fort auf waldbewachs'nen Wegen,
Drauf verwirrend noch der Mondschein lag.
Ging dem Morgen und dem Rhein entgegen,
Ging entgegen aus der Nacht dem Tag!

Ließ die Schatten dämmernder Gesichte
Jubelnd fahren für die Wirklichkeit! —
Sieh' und vor mir hell im Sonnenlichte
Zog der Rheinstrom, tief und grün und breit!"

Der Rhein bietet ihm keine bleiche, zitternde Todtenhand, aber den treuen Handschlag eines Volkes, das in Ehrfurcht, doch ohne Scheu für sein Recht einsteht. Der Spuk der Nacht ist völlig und für immer gebannt:

„Guten Morgen denn! Frei werd' ich stehen
Für das Volk und mit ihm in der Zeit!
Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heut!"

Damit hat denn der Dichter der Romantik für immer Valet gegeben; fortan wird ihn nur das Leben mit dem Streben nach Freiheit und Recht haben.

Die politische Lyrik Freiligraths hat ihre Hauptwurzel in seinem Mitgefühl für die Armen und Unterdrückten im Volke, für das dürftige, hungernde Proletariat. Und dieser innerste Nerv der politischen Anschauung und Dichtung Freiligraths ist im Grunde demselben Stamme entsprungen, dessen Ausläufer die Gedichte seiner ersten Periode sind.

Eine Weltanschauung, welche die Menschheit als eine große Familie auffaßt und sie auch in den ärmsten und rohesten Volksstämmen findet, die mit philanthropinistischem Sinne sich der Naturvölker annimmt, welche von den hochcultivirten Nationen verfolgt und geknechtet werden, wird ihren Blick auch auf die Stände richten, welche — gewissermaßen eine elende, unterdrückte Nation im eigenen Volke — daheim seufzen. Der wahren Philanthropie gilt der Satz, daß alle Menschen Brüder sind, in der Nähe, wie in der Ferne; die äußere und die innere Mission der Humanität entfließen derselben Quelle. Wenn uns das Loos der Negersklaven rührt, so finden wir, wie die Geschichte der Neuzeit uns genugsam beweist, bald auch „weiße Sklaven", die unseres Mitleids nicht minder werth und bedürftig erscheinen. Die echte Humanität ist universell. Sie spürt der Noth überall nach, sie sucht alle Wunden der menschlichen Gesellschaft zu heilen. Auch in ihren Ueberschwänglichkeiten und Ausschreitungen zeigt die Idee parallele Erscheinungen. Hier, wie dort, Nichtachtung des geschichtlich Gewordenen, kühner Idealismus, der mit einem Schlage auf den Trümmern des Bestehen-

den vollkommene Zustände hervorzaubern zu können wähnt, Geringschätzung der höheren Bildung und der Gruppen, welche diese repräsentiren, — farbloser Kosmopolitismus drüben, falscher Socialismus hüben! In der Begeisterung für die Idee eines allgemeinen Menschenthums und der Menschenverbrüderung erkannte man auf der einen Seite in Indianern und Hottentotten nicht blos das Menschliche, wenn auch dem allgemeinen Menschheitsideal noch wenig Entsprechende, sondern sah in ihnen die wahren, unverfälschten Menschen; auf der anderen Seite achtete man in dem Proletarier nicht nur den Menschen, der trotz unentwickelter Geistescultur und roherer Sitte häufig schöne menschliche Eigenschaften in sich darstellt und an wahrer Sittlichkeit manchen Gebildeten weit übertrifft, sondern man fand in den niederen Sphären der Gesellschaft die reinsten Gemüther und selbst in den zweifelhaftesten Existenzen verlarvte Engel. Die Geschichte der neueren französischen Literatur spielt den Entwickelungsproceß der Idee im Guten und mehr noch im Schlimmen von den Vorläufern der Revolution an, über die Neuromantiker hinweg bis zu der socialistischen Schule deutlich ab.

Auch die Dichtung Freiligraths schreitet von dem völkerphilanthropinistischen Charakter seiner ersten, exotischen Periode bis zu der social-politischen Richtung im „Glaubensbekenntniß" vor. Doch liegen beide Ausläufer, wie wir bereits in einem früheren Kapitel erwähnten, keineswegs absolut hintereinander; die letztere Richtung hat ihre Anknüpfungs- oder Anfangspunkte in Tod des Führers und Die irische Wittwe. Der Anstoß zu ihrer Weiterentwickelung ward von den Zeitverhältnissen gegeben. Das unsägliche Elend und die daraus hervorgehende sittliche

und physische Verkommenheit der niederen Classen, zumal der Fabrikarbeiter, Frankreichs und namentlich Englands hatte den Blick auf die schreienden Widersprüche des modernen Gesellschaftsverbandes gelenkt und tausend gemäßigte und revolutionäre Vorschläge zur Abhülfe dieser Mißstände hervorgerufen. Die Literatur bemächtigte sich dieser Frage; sie malte die Bilder des Jammers der Armen in den grellsten, ergreifendsten Farben und stellte denen gegenüber ebenso lebhafte Schilderungen von der Schwelgerei und Wollust, dem Hochmuth und der Erbarmungslosigkeit der Reichen; sie verkündigte endlich mit begeisterten Worten den kommenden Tag einer allgemeinen Menschenwohlfahrt, der Bildung, des Lebensgenusses, des Glückes für Alle. Im Beginne der vierziger Jahre faßten die socialistischen Ideen, theilweise emporgetrieben durch die steigende Noth in den Weberhütten Schlesiens und anderen deutschen Fabrikdistricten, welche die Hungernden selbst zum Aufstande hinriß, auch in Deutschland, namentlich am Rheine, Wurzel; sie fanden in hier gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen einen günstigen Boden. Da ward auch Freiligraths warmes Mitgefühl für die Elenden und Unterdrückten wieder mächtig erregt. Wie damals überhaupt die socialistische Bewegung sich an die allgemeine liberale Opposition anschloß, so sind auch nach des Dichters Ueberzeugung der sociale und der politische Fortschritt mit einander verwebt. Ihm liegt der letztere, dem er in gemäßigtem Sinne stets hold gewesen war, wie unter Anderem auch sein hübsches um 1840 gedichtetes „Kindermährchen" beweist, in dem er die sieben abgesetzten Göttinger Professoren und namentlich die Gebrüder Grimm und mit ihnen zugleich die durch dieselben wiedererweckte deutsche Volkspoesie

feiert, ebenso nahe, wie der erstere. Der freie Vernunftstaat, der die Allgewalt der Fürsten und die Willkür ihrer Trabanten aufhebt, der dem Volke freie Vertretung und Geltendmachung seiner Interessen und Forderungen schafft, der den Gedanken in Rede und Schrift ungehemmte Bewegung und überhaupt den Kräften seiner Bürger den weitesten Spielraum gönnt, der wird auch die klaffenden Wunden schließen, an denen die moderne Gesellschaft krankt. Einheit und Größe des Vaterlandes, politische Freiheit und Heilung der socialen Nothzustände schlagen im „Glaubensbekenntniß" zu einem Dreiklange zusammen; erst in späterer Zeit, als auch in Frankreich nach der Februarrevolution die bluthrothe Fahne des Socialismus sich gegen die Tricolore der Republik erhebt, trennt der Dichter die Interessen der „Arbeiter" von denen der „liberalen Bourgeoisie" und stellt den „gutmüthigen Philanthropen, die den socialen Mißständen abzuhelfen wünschen, um den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft zu sichern", die Forderung des gewaltsamen Umsturzes der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber.

Die politischen Gedichte des „Glaubensbekenntniß" zerfallen in vier Gruppen. Die erste und zahlreichste derselben trägt den liberal-politischen Charakter im eigentlichen Sinne; in verschiedenen Weisen und Tönen wird die Größe und Freiheit der Nation gefeiert, wir schauen die Zeitereignisse, wie sie sich in diesem Geiste spiegeln, und hören den Ruf zum energischen Kampfe für die Verwirklichung des wahrhaften Rechtsstaates. An sie schließen sich als besonderer Kreis einzelne Lieder, in denen Zorn gegen die schmachvolle Unterdrückerin der freien schriftlichen Rede, die Censur, lodert. Eine andere Abtheilung weilt bei

der Noth der Armen im Volke, und die letzte giebt uns Tagebuchblätter im eigentlichsten Sinne, die theils des Dichters persönliche Stellung, wie sie aus seiner liberalen politischen Parteinahme erwächst, theils seine Anschauungen von der inneren Nothwendigkeit und dem Wirken dieser seiner Poesie darlegen.

Unter den Gedichten der ersten Gruppe finden wir als Perle derselben: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe". Die Auffassung der Menschheit als eines großen Organismus, der im Einzelnen den natürlichen Bedingungen des organischen Lebens unterliegend, sich stets wiedererzeugt und ewig jung und schön dasteht, verwebt sich auf das herrlichste mit der Sehnsucht nach großer, freier Entwickelung des eigenen Volkes.

„Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt' sich's im Schoß! dem Bersten scheint sie nah —
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther von der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! Dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig sich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zusieht, daß kein Mehlthau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Bast man wegwirft und die Scheere!
Dafern — ja nun, ich meine nun dafern!

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!

In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küss' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!"

Dieses Gedicht legt zugleich ein Zeugniß ab für des Dichters richtiges Nationalbewußtsein und Vaterlandsgefühl. Freiligrath mußte seiner ganzen Geistesanlage nach und bei seiner Bekanntschaft mit fremdem Volksleben und mit den Literaturen der beiden großen außerdeutschen Culturvölker fern sein von jenem beschränkten, kurzsichtigen Patriotismus, der Treue und Redlichkeit für eine specifisch deutsche Tugend hält, anderen Nationen Gemüth abspricht, ihnen dafür aber Doppelzüngigkeit und Arglist zuschiebt u. dergl. m. Ebenso weit entfernt ist er aber auch, wie früher, so noch jetzt, von einem flachen, kraftlosen Allerweltsbürgerthume oder gar von einseitiger Schätzung des Fremdländischen. Jedes Volk ist ihm eine eigenthümlich gestaltete, mit besonderen Vorzügen begabte Blume am Baume der Menschheit; vor allen aber hält er doch die „Wunderblume" Deutschland hoch, die sich einst unter dem Strahle der Freiheit herrlich, wie keine andere sonst, entwickeln soll. In „Zwei Flaggen" ersehnt der Dichter die Zeit, wo der Rheinstrom in jeder Bucht, in jedem Hafen ein deutsches Banner trägt. Friedlich herab vom beladenen Schiffe sieht er auch gern Frankreichs Tricolore, die in den Julitagen der Freiheit eine Gasse brach. Kein Wort von blindem Hasse dem wackeren Nachbarvolke gegenüber! Das Höchste aber bleibt das eigne Land, und der Dichter würde mit im Treffen stehen, wenn sein Deutschland gen Westen das Schwert ziehen müßte. Auch an anderen Orten begegnen wir noch der freien vaterländischen Gesinnung des Dichters, die in jedem

Volke eine Verleiblichung des großen Genius der Menschheit sieht, zugleich aber mit Freudigkeit sich der Ausstrahlung desselben im deutschen Geiste wahlverwandt fühlt und die Formen werth und lieb hält, in denen dieses eigene Volksthum sich ausprägt und fest erhalten bleibt.

Von den übrigen Gedichten dieser Gattung sind die bemerkenswerthesten „Im Himmel“, „Hamlet“ und „Eine Seele“. In dem ersten Liede stellt er dem Könige Friedrich Wilhelm seinen großen Ahnherrn, Friedrich den Großen, gegenüber, der den Geist der Zeit besser würde begriffen haben; im zweiten ist Deutschland — Hamlet, dem die Freiheit getödtet worden ist, dem aber zu einer frischen, muthigen That der Rache die frische, muthige Seele fehlt.

„Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!“

„Eine Seele“ endlich feiert mit inniger Empfindung den braven Vorkämpfer und Märtyrer der Volksfreiheit Sylvester Jordan, den die hessische Regierung in mehrjähriger Haft hielt. Seine eben von der Erde geschiedene Tochter, welcher der Vater die Augen nicht hatte zudrücken dürfen, gelangt in die himmlischen Räume, als Kind des Patrioten von den großen Geistern der Freiheit, einem Schiller, Seume, Schubart und Hutten, warm begrüßt.

„Sieh', da zuckt' es in der Faust dem Seume;
Schubarts dunkle, breite Stirne schwoll;
„Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,“
Sagte Schiller, bittern Zornes voll.

Aber Seume: „Mädchen, sei zufrieden!
Auch der Tod, du weißt es, kann befrei'n.
Laß sie Schlösser, laß sie Ketten schmieden —
Frei mit Freien wird dein Vater sein!

Frei zu mir und diesen wird er treten,
Auch ein Todter für das Vaterland!
Auch ein Licht, zu dem in Sturmesnöthen
Deutsche Männer heben Herz und Hand!“ “

„Wann?“ und „Im Irrenhause“, athmen des Dichters Groll gegen die Censur, die das Henkeramt an den Kindern des Geistes ausübt. — Wir Söhne der Gegenwart vergessen leicht, welch einen ungeheuren Fortschritt unser geistiges Leben mit der Aufhebung dieser Verhaßten gemacht hat. Nicht strenge Preßgesetze, nicht Zeitungsconfiscationen lassen sich mit ihrem Drucke vergleichen, und es hatte wahrlich seinen sehr ernsten Grund, daß in den Bewegungen des Jahres 1848 überall die Forderung der Preßfreiheit auf dem Programme stand, mit dem das Volk vor die Schlösser rückte. Kann es uns heutigen Tages anders als unglaublich erscheinen, daß, trotz der von Friedrich Wilhelm IV. angeordneten Erleichterung der Censur, dem Gedichte „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe“ vom Censor die Druckerlaubniß versagt und auf Beschwerde beim königlichen Ober-Censurgericht in Berlin dieselbe zwar im Allgemeinen ertheilt, indessen in Bezug auf die beiden Verse

„Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen grimm und wild zerpflückt“

abermals verweigert wurde, „da die gedachten beiden Verse als Verunglimpfung einer mit dem preußischen Staate in freundschaftlicher Verbindung stehenden

Regierung unzulässig sei"! Nach solchen und tausenden von ähnlichen Fällen mögen wir denn auch mit dem Dichter nicht allzu sehr rechten, wenn er den Censor sich schließlich im Irrenhause mit den Geistern, die er gemordet, herumschlagen läßt!

Es kann nicht geleugnet werden — um das hier gleich auszusprechen — daß Freiligrath's politische Lyrik, ganz abgesehen von ihrer allgemeinen Tendenz und Färbung, auch in dieser ihrer ersten Periode im Allgemeinen keinen Fortschritt in seiner Poesie repräsentirt. Haben wir schon früher erkennen müssen, daß er die Eindrücke, wie sie das Leben an ihn heranträgt, mit den zufälligen und unwesentlichen Umständen, die sich damit verknüpfen, auf's Papier wirft, ohne eine von der Kunst gebotene Aussonderung und ebenmäßige Gliederung des Nothwendigen genau ins Auge zu fassen, so sind die politischen Gedichte großentheils noch mehr lose Tagebuchblätter. Auch überwiegt nicht selten die Tendenz die Poesie so, daß selbst der Adel des Ausdrucks verloren geht und die Sprache zur Prosa, selbst der unedlen, herabsinkt, während der Dichter sonst auch einen gewöhnlichen Stoff durch Kraft und Lebendigkeit der sprachlichen Form zu weihen weiß. Daneben erhalten wir aber auch viel Vortreffliches, Echtpoetisches. Die Begabung des Dichters, anschaulich und mit den schlagendsten Zügen darzustellen, überall den Leser zu packen, ihn in die Mitte seines Vorstellungs- und Empfindungskreises zu versetzen — alles das, was Freiligrath vom ersten Auftreten an gekennzeichnet und die Bewunderung und Liebe der Nation erworben hatte, zeigten namentlich seine socialen Gedichte theilweise in glänzender Weise. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung hören in „Rübezahl" den schrillen Laut des Jammers,

wie er hervorbricht aus Herz und Mund des bleichen, hungernden Leinweberknaben aus dem schlesischen Gebirge, der mit Thränen der Sehnsucht und Angst immer wieder und immer vergeblich den Berggeist ruft! Selten ist in solchen ergreifenden Tönen die Klage über das Elend des armen Proletariats erklungen. — Wo ist des unglücklichen irländischen Volkes Noth, der Hunger- und Sterbeschrei aus Erins Munde herzdurchdringender vernommen, als in dem Gedichte, dessen schöne Schlußstrophe mit ihrem prachtvollen Tonfalle die sprachliche Gestaltungskraft des Dichters wieder auf das herrlichste beweist!

„Erin — da liegt sie auf den Knien,
Bleich und entstellt mit weh'ndem Haare,
Und streut des Shamrocks welkend Grün
Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
„Die Niobe der Netionen!““

Und welch kühner und schlagend durchgeführter Vergleich in dem „Von unten auf“, wo der König, der auf dem glatten Parquet des Verdeckes des Dampfers einherwandelt, und der stämmige, rußige Maschinist, welcher unten das Feuer schürt, dem Dichter die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft vorführen: die Glücklichen, die auf der Höhe des Lebens stehend, Vergnügen, Behaglichkeit, Luft und Sonnenschein mit vollen Zügen genießen, und das Proletariat, welches in harter Arbeit kaum das Leben fristet, obgleich es recht eigentlich Staat und Gesellschaft trägt, und in dessen Macht es liegt, alles Bestehende in einer schrecklichen socialen Revolution zu zerstören. — In diesem Gedichte haben wir frischeste

Anschaulichkeit, markige Kraft und die glücklichste Einkleidung der Idee; dazu sind die Gegensätze trefflich gelungen: warmer, lustiger Sonnenschein lacht über dem Gemälde, unten am Horizonte dräuen aber schwarze Wetterwolken, aus denen es blitzt und grollt:

„Ein Dampfer kam von Bieberich: — stolz war die Furche, die
er zog!
Er qualmt' und räderte zu Thal, daß rechts und links die
Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll schoß er hinab keck und
erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg
trug er heut!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auftauchte schimmernd
Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war
blank und glatt!
Die Dielen blitzten frisch gebohnt, und auf den schmalen her
und hin
Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhabne Paar!
Des Rheingau's Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub,
Sankt Goar!
Sie sah'n zu Rhein, sie sah'n zu Berg: — wie war das Schiff-
lein doch so nett!
Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssouci's
Parket!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden
Pracht
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen
macht;
Da schafft in Ruß und Feuersgluth, der dieses Glanzes Seele ist;
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und
rauscht der Rhein —
Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!

Im wollenen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn,
Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Weh'n!"

Der Proletarier aber ist sich bewußt seiner Lage und dessen, was er vermag:

„Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — Ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist! —

So hat in seinen krausen Bart der grollende Cyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr, und stocht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm ins Gesicht,
Der Dampf rumort; er aber sagt: „heut, zornig Element noch nicht!""

Ergreifend stellt „Vom Harze" dar, wie der arme Landproletarier, den die Noth zum Wilddiebe gemacht, von des Försters mörderischer Kugel getroffen, zwischen die Halme sinkt und verröchelt, und „Requiescat" das bittere Elend des Proletariers der Geistesarbeit, der hungernd mit seinem Hirne arbeitet, dem der Kinder Schrei nach Brod die freien Schwingen lähmt, und der bleich und mit verhärmten Wangen Blatt auf Blatt schreibt, während draußen im Morgenwinde sich Blumen und Laub fröhlich wiegen.

Von den eben angezogenen socialen Gedichten gehören „Irland", „Von unten auf" und „Requiescat" freilich einer späteren Zeit an, sie schließen sich aber so eng an die socialen Lieder des „Glaubensbekenntniß", daß sie am besten gleich mit berücksichtigt wurden.

Als Freiligrath im Herbste 1844 sein Glaubensbekenntniß mit dem Motto: „Dem Versteckten offne Frage, das Verstockte frisch in Fluß! In die Stickluft dieser Tage dieses Büchleins kecken Schuß!“ in die Welt hinausgehen ließ, da sprach er in der Vorrede aus, daß er einst zu den Hoffenden und Vertrauenden gehört, daß aber die jüngste Wendung der Dinge in Preußen ihn schmerzlich enttäuscht habe und sie es vornehmlich sei, der die Mehrzahl der politischen Gedichte ihre Entstehung verdanke. Wenn der Dichter ferner sagt, daß keins derselben gemacht, sondern jedes durch die Ereignisse geworden sei, ein nothwendiges und unabweisliches Resultat des Zusammenstoßes derselben mit seinem Rechtsgefühl und seiner Ueberzeugung, so hätte es dieser Versicherung nicht bedurft; wir erkennen in den einzelnen Gedichten selbst und in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge den geraden und vollherzigen Mann, voll Freimuth und rasch auflodernden Gefühls, wo er Unterdrückung und sittliche Niedrigkeit wahrnimmt, der durch die Zeitereignisse zu einer energischen Parteinahme gedrängt wird. Seine politische Ueberzeugung unumwunden und entschieden auszusprechen und dadurch andere Gemüther dafür zu gewinnen, war ihm eine heilige Pflicht, seine politische Poesie eine sittliche That. Er hat einen hohen Begriff von der Aufgabe der Dichtkunst und vom Amte des Poeten. Es ist ein heiliger Propheten- und Priesterdienst, dem er sich weiht; er soll das heilige Feuer, das die Himmlischen in ihm entzündeten, hineintragen in tausend Seelen, damit auch hier Wahrheit und wahrhaftes Gefühl zu einer reinen und alles Unlautere zerstörenden Flamme emporschlage. In solchem Bewußtsein sagt er denn auch am Schlusse des Vorworts: „Fest und uner-

schütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!"

Mehrere Gedichte dieser Periode gewähren uns einen Einblick in die persönliche Lage und Stimmung des Dichters in diesen entscheidenden Monden. Da drückt er dem Weibe seiner Wahl, die trübe in die Zukunft hineinschaut, fürchtend, daß die Fluth, gegen die der Gatte sich zu stemmen beginnt, ihn und die Seinen von ihrem lieben Heim hinwegreißen möge, fest und innig die Hand, daß sie mit ihm nicht bange in den wilden Wogen, die sich gegen sie heranwälzen.

„Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gieb dem Sturme deine Locken!

So recht! — Am Steuer steh' ich dreist,
Und lasse kühl die Welle branden!
Ob hier und dort ein Strick auch reißt —
Wir werden landen und nicht stranden!
Helloffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln:
So lange Faust und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Und halten werden beide mir,
Wär' es auch nur um deinetwillen!
Um deinetwillen für und für
Wird günst'ger Wind mein Segel füllen!

Wie Schiffe sanken, weil ihr Bord
Zuflucht gewährte einem Schlechten:
So weht das meine heil zum Port,
Dir zu Gefallen, der Gerechten!

Drum laß mich schaffen frank und flott,
Was ernst die Seele mir gebietet!
Frisch auf, noch lebt der alte Gott,
Wie auch die Welle steigt und wüthet!
Recht so: dein Auge strahlt voll Muth!
Komm' an mein Herz — Gott mit uns allen!
Und — sieh hinaus doch nach der Fluth!
Ist sie nicht wirklich schon am Fallen?"
(„Hohes Wasser.")

Deutschland und Freiheit über Alles! das ist die Feldmusik, mit der er jubelnd in den Kampf zieht („Feldmusik"). Seine Lieder möchte er senden, gleich Hochschottlands Feuerbränden, in jede Mark, an jeden Herd, damit sie Alle zum heiligen Kampfe riefen („Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten"). Jetzt wagt er es („An Hoffmann von Fallersleben") dem Freunde mit festem Bewußtsein die Hand zu reichen zum Mitstreiten. Alles Schwanken ist nun vorbei:

„Vom Gedanken bis zur That
Schlug ich dreist die Brücke;
Hüben steh' ich, und kein Pfad
Führt mich je zurücke!

Horch, o horch, die Nachtigall
Schlägt mit mächt'gen Schlägen,
Und der Rhein mit vollerm Schall
Braust auf seinen Wegen!
Alles keimt und Alles gährt,
Alles windet Kränze: —
Auch den herbsten Kelch geleert
Auf der Zukunft Lenze!"

Das Wort seines einstigen Gegners Herwegh: „Nur offen, wie ein Mann! Für, oder wider! Und die Parole: Sclave, oder frei?“ ist nun auch ihm zu ernstester Gewissensmahnung geworden; er steht mit ihm auf der Zinne der Partei.

Neuntes Kapitel.

Ça Ira! Neuere politische und sociale Gedichte.

Durch die Herausgabe des „Glaubensbekenntniß“ hatte der Dichter nicht nur die Aussicht auf eine einträgliche und geachtete Stellung im Vaterlande, die ihm winkte, verscherzt, sondern auch seinen Aufenthalt daselbst sich unmöglich gemacht. Nach dem Verbot des Buches und unter dem Herandrohen weiterer Maßregeln gegen seinen Verfasser wandte er sich nach Belgien, im folgenden Jahre (1845) aber nach der Schweiz, wo er, nachdem er aus Rapperswyl und aus dem Canton St. Gallen überhaupt ausgewiesen war, in Zürich lebte. Im Jahre 1846 ging er jedoch nach London, wo er zum kaufmännischen Berufe zurückkehrte und die Correspondenz eines angesehenen Bankgeschäfts, dessen Chef ein Deutscher, führte. Nicht leicht konnte die Thätigkeit an dem Comptoir inmitten der gewühlvollen Weltstadt dem Manne sein, der Jahre lang an den Ufern des schönen Stromes ganz der freien dichterischen Thätigkeit hatte leben dürfen; das Bewußtsein der Pflicht aber und der Wille, sie zu erfüllen, machten die schwere Arbeit

auch wieder erträglich und lieb. Im glücklichen Familienkreise, den Blick auf die Gattin und die freundliche kleine Schaar, die ihn umblühte, mag der Dichter oft nach des Tages Arbeit Trost und Befriedigung in dem Gedanken geschöpft haben, den er in seinem um diese Zeit geschaffenen Requiescat! dem Dichter-Proletarier in den Mund legt: „Meine Ehre wahrt' ich blank! Was ich thu', ist für die Meinen!" — Mit dem festen Willen und der Zuversicht, sich im fremden Lande Brot und einen Herd zu erkämpfen durch Tages Arbeit und Last, zugleich aber auch das Dichtergemüth zu bewahren, so war er in die Themse eingelaufen.

„Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eisenhütten! —
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!
Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Gränze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!"
(„Nach England.")

Noch während seines Aufenthaltes in der Schweiz veröffentlichte der Dichter, abgesehen von einem sich auf die Leipziger Augustereignisse (1845) beziehenden Gedichte, unter dem Titel „Ça ira" (Herisau. Druck und Verlag des literarischen Instituts 1846) sechs Lieder, deren gemeinsamer Charakter die Vorverkündigung der Revolution ist. Im „Glaubensbekenntniß" hatte seine politische Lyrik, so unmuthsvoll und zornig sie auch oft erklang, immerhin mit wenigen Ausnahmen einen so gemäßigten Ausdruck gefunden, daß ein Mann des heutigen liberalen Bürgerthums schwerlich daran Anstoß nehmen möchte, wenn er ihr auch nicht bis zum Rande nachfolgte. Anders in Ça ira. Hier

waltet ein wilderer, leidenschaftlicherer Charakter. Es ist das Sturmesläuten zur Revolution, zum letzten, rächenden Waffengange gegen die Tyrannen, welches in diesen Liedern einherbraust. Da soll der Brander der Revolution die verfaulte schnöde Galeere des Staates, heiße er Oesterreich oder Preußen, und der Kirche scheinheilige Jacht zerstören und dann gleiten zum ersehnten Gestade

„Zum grünen Strand der neuen Erde,
Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
Wo kein Armer stöhnt und kein Knecht,
Wo sich selber Hirt ist die Heerde!"

Das Gedicht schließt:

„O neue Welt, nach Sturm und Fehde
Wie erquickt uns bald deine Ruh'!
Unsere Herzen pochen dir zu — —
Und der Brander liegt auf der Rhede!"

Der Dichter bringt dasselbe Thema in den verschiedensten Bearbeitungen. Verzehren hier die Flammen der Revolution den alten Staat und die alte Kirche, so spülen — hier knüpft er an den bekannten Eispalast Katharina's II. an — in einem anderen Liede ihre heiligen Fluthen auf ihrem Wege zur Freiheit das jubelnd hinweg, was der Winterfrost der Tyrannei lange stolz aufgebaut hat. Von packenderer Wirkung, als diese Poesien, und selbst mehr unmittelbar zündend, als das ihnen folgende „Von unten auf!", dessen schon gedacht worden, und „Wie man's macht!" und „Freie Presse!" Es sind Revolutionsscenen, urwüchsig, wild und grimm, die des Dichters Phantasie vorschauend hinwirft und zugleich als Vorbilder zu künftigen Ereignissen aufstellt. Hier stürmt das hungernde Proletariat, „die wahren

Geusen der modernen Zeit", das Zeughaus; das Linienmilitär, das gegen sie kämpfen soll, geht zu ihnen über —

„Und wie ein Sturm zur Hauptstadt geht's! Anschwillt ihr Zug lawinengleich!
Umstürzt der Thron, die Krone fällt, in seinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk sieghaft sein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt!"

Dort („Freie Presse") eine düstere Nachtscene: Der Besitzer der Druckerei schmilzt mit seinen Leuten die Lettern zu Kugeln um, die an dem morgenden Tage der Revolution den Musketen der Freiheitskämpfer entschwirren sollen.

„Und der Meister sieht es düster, legt die Rechte auf sein Herz:
Daß es also kommen mußte, mir und Vielen macht es Schmerz!
Doch, welch Mittel bleibt noch übrig, und wie kann es anders sein?
Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrei'n!

Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchem Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!

Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und schwingt euch, trotzige Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt den allerhöchsten Thoren,
Der sich diese freie Presse selber auf den Hals beschworen!

Für die rechte freie Presse kehrt ihr heim aus diesem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus!
Gießen euch aus stumpfen Kugeln wieder um in scharfe Lettern —
Horch! ein Pochen an der Hausthür! und Trompeten hör' ich schmettern!

Jetzt ein Schuß! — Und wieder einer! Die Signale sinds, Gesellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gassen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchsen! Rasch hinab! — Da sind wir schon!
Und die erste Salve prasselt! — Das ist Revolution!"

Solche Gemälde voll Barrikadenkampf, Pulverrauch und Blut, in allen den markigen, schlagenden Zügen Freiligrath'scher Darstellung mußten die straffgespannte, gährende Zeit auf das Mächtigste erregen. Wer jene recht verstehen will, muß die innere Geschichte Preußens, namentlich seit 1844, dagegen halten. Jede freimüthige Besprechung, jede selbständige Meinung in der Tagespresse unterdrückt, Schriftsteller und überhaupt Männer von anerkanntem Freisinne unter polizeilicher Ueberwachung, — dazu Druck des freien Geistes in Kirche und Schule, Zurücksetzung des bürgerlichen Elementes hinter Adel und Militär, Polizeiallgewalt, Untersagung von friedlichen Versammlungen und Petitionen. Antasten der Unabhängigkeit des Richterstandes — das und weit mehr noch tagtäglich in bitterster Weise empfunden —: war es Wunder, daß Tausende an dem Wege der Reform verzweifelten, daß mehr und mehr eine schwüle, unheilschwangere Atmosphäre sich über das Land lagerte?

Freiligraths Worte erschienen als der Wind, der vor dem Gewitter den Staub aufwühlt. —

Das letzte Gedicht von Ça ira ist „Springer. (Epilog des Dichters)", in welchem diesem die Welt wie ein weites Schachbrett, er sich selbst wie ein hin und her gehetzter Springer erscheint, der gleichwohl, so oft er auch verjagt wird, noch immer wieder einen Zufluchtsort findet. Sollte auch aus dem Lande Tells das Geschick ihn verjagen, so „braust noch das Meer um Norwegens freie Bauernhütten", so „winkt ihm noch eines Freundes Hand nach des Ohio lust'gen Wiesen." Kein Zug des Schicksals setzt ihn matt; matt werden — mit dieser überraschenden Pointe schließt das Gedicht kernig ab — kann ja nur der König!

Im Januar 1848 wollte Freiligrath, der Einladung des Freundes am Ohio, des Dichters Longfellow, folgend, nach der neuen Welt gehen. Die sich nunmehr in Europa entwickelnden Ereignisse hielten ihn aber in England fest.

Die Revolution, die lang vorhergesehene, erschien! Bedeutsame Vorzeichen verkündigten ihr Auftreten. Italien gährte vom Gipfel der Alpen bis zum Fuße des Aetna; Sicilien schüttelte in heißem Kampfe das Joch des Despotismus von sich ab, und in Piemont erstand ein Staat mit freier Verfassung, auf den Italiens nationale Hoffnung sich gründete. Süddeutsche Männer wagten es, in der badischen Ständeversammlung von einem Nationalparlamente Deutschlands zu reden. Da erwuchs sie urplötzlich auf Frankreichs Boden, die Revolution! Eine unwiderstehliche Riesin, schritt sie nochmals waffenklirrend über den halben Erdtheil, daß unter ihren Füßen die Länder erbebten, Paläste zusammensanken und durch die zersprengten Mauern der Kerker das befreiende Licht drang. Sie war da mit den Bildern, wie sie der Dichter lange

vorher mit Flammenschrift zum Mene Tekel! den Männern in Königssälen vorgehalten und als Leit- und Hoffnungszeichen den Völkern hingezaubert hatte. Kugelgießen des Volks in Kellern und hinter den Barrikaden, Erstürmung und Plünderung der Zeughäuser, Sturmläuten, Generalmarsch und Gewehrgeknatter in den Straßen, Uebergang der Soldaten zu den sie mit Jubel empfangenden Volkskämpfern, Sturz der Throne oder Demüthigung der Gewalthaber unter den Willen des Volks — das Alles ward That und Wahrheit. Ueberall hörte man die Verheißungen einer neuen, besseren Zeit. Freudigste Begeisterung wogte in Millionen Gemüthern, und selbst Die, welche mit Bedauern sahen, daß die wild einherbrausende, aller Dämme spottende Lenzfluth viel Schlamm in sich fortwälze, sahen sie doch im Geiste bald als beruhigten und geklärten Strom zwischen lachenden Ufern dahingleiten.

Da trug denn jede Post neue, gewaltige Nachrichten vom Continent her über den Canal dem Dichter zu. Ueberall in Frankreich Reformbankette, in denen wahre Vertretung des Volkes statt der Scheinrepräsentation durch Adel, Börsenmänner und Stellenjäger verlangt wird; — Verbot derselben, dumpfes Murren im Pariser Volke; — Kampf und Sieg der Freiheitsstreiter, Sturz des Königthums; — Republik mit provisorischer Regierung, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Anerkennung auch der Rechte des Proletariats, des vierten Standes; ein „Arbeiter“ mit an die Spitze des Staats gestellt! Eine Woche nach den Februartagen Aufruf des erschrockenen Bundestages an das deutsche Volk, treu zu seinen Fürsten zu halten; aber auch hier das verhängnißvolle „Zu spät!“ Sieg der Revolution in

verschiedenen deutschen Staaten mit den gewöhnlichen Errungenschaften (Volksvertretung nach freisinnigen Grundsätzen, unverkürztes Steuerbewilligungsrecht, Preß- und Redefreiheit, Oeffentlichkeit der Rechtspflege u. s. w.) Aufstand in Wien; Sturz Metternichs. Endlich an dem einen 18. März vier der folgenschwersten Ereignisse: Preußen ein constitutioneller Staat; Empörung in Mailand und Räumung desselben durch die Oesterreicher; Entfernung der Jesuiten aus Rom; endlich Volksversammlung in Rendsburg, — Beginn des Aufstandes der Herzogthümer gegen Dänemark. So überall Erhebung des Volks bis hinein nach Ungarn und Polen.

Mit hellem Jauchzen begrüßte der Dichter der Revolution die so oft Verkündete und Ersehnte! Nun sah er mit Stürmen den Völkerfrühling hereinbrechen, der allen Menschen, auch dem Tagelöhner in der Hütte, ihre heiligen Menschenrechte, Wohlfahrt und Glück bringen sollte. Da schossen, gleich Brandraketen, Lieder empor, in denen es sprühte und knatterte vor Triumph und Rache! So am 25. Februar, am Tage nach der Pariser Katastrophe, deren Beginn der Dichter wußte, und deren Ausgang er erwartete: „Im Hochland fiel der erste Schuß!" und am folgenden Tage, als die Proclamirung der französischen Republik in London bekannt geworden war: „Die Republik". In diesem Liede und in allen folgenden mehr oder weniger spricht sich entschieden das politische Glaubensbekenntniß aus, welches den Dichter fortan von der Mehrzahl seines Volks, zumal auch des gebildeten Theils desselben, trennte: daß die demokratische Republik nicht allein überhaupt die der Menschenwürde und dem Menschenwohl angemessenste, oder einzig ganz entsprechende staatliche Gestaltung

sei, sondern auch sogleich allerorten mit Feuer und Schwert ins Leben gerufen werden müsse.

„Von heute an — die Republik! —
Zwei Lager nur auf Erden:
Die Freien mit dem kühnen Blick,
Die Sklaven, um den Hals den Strick,
Sei's! mag's entschieden werden!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Sonst aber — hoch die Republik!
Kein Kriegen mehr und Spalten!
Nur fester Bund zu Lieb' und Glück!
Nur Bruderschaft — die Republik! —
Und menschlich schön Entfalten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wohlan denn, Rhein und Elbe!
Donau, wohlan — die Republik!
Die Stirne hoch, hoch das Genick!
Euer Feldgeschrei dasselbe:
Die Republik, die Republik!
Vive la République!“

In demselben Sinne heißt es in dem in damaliger Zeit so oft dem Dichter nachgesungenen: „Schwarz-Roth-Gold!“

„Die Freiheit ist die Nation,
Ist Aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auction
Von dreißig Fürstenhüten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals die Republik!
Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!“

War Freiligrath früher (im „Glaubensbekennt-

niß") der Dichter einer Partei, der die überwiegende Mehrzahl aller denkenden und patriotischen Geister in Deutschland angehörte, so wurde er nun der Dichter einer äußersten Richtung, die dem allgemeinen Bewußtsein der Nation fern stand, ja auf welche die intelligenten Kreise derselben fast überall mit Unwillen oder Haß blickten. Nicht blos Die, welche schmerzlich beklagten, daß der Weg der Reform, den man in Preußen mit der Constituirung des Vereinigten Landtages betreten hatte, abgebrochen war, um sich den unsicheren, wilden Wegen der Revolution zu übergeben, sondern auch Die, welche einen gewaltsamen Umsturz der bestehenden Staatsverhältnisse, wie ihn die Volkskraft zuwege gebracht hatte, nothwendig erachteten und feierten, wollten in ihrer größesten Zahl nichts Anderes, als feste Einigung oder Einheit, Kraft und Würde des Vaterlandes, unverrückbare Rechtsverhältnisse zwischen Fürsten und Volk, im Besonderen Beseitigung des lang getragenen politischen Druckes durch Anerkennung bestimmter Volksgrundrechte. Mit Jubel und den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft begrüßte man die Beschlüsse des Vorparlaments und später (18. Mai) die Eröffnung der Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt, die auf Grund der Souveränität der Nation aus Deutschland einen festgegliederten Bundesstaat mit freien Institutionen machen sollte. Dabei wandten sich Vieler Blicke vertrauensvoll Preußen und seinem Fürsten zu, auf dessen Haupte man vorschauend die Kaiserkrone des wiedergebornen Reiches sah. Dem stellte der Dichter mit der demokratisch-republikanischen Linken das Programm entgegen:

„Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!

Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten.
O Volk, ein einz'ger Tag verstrich —
Und schon von Vivats heiser?
Erst gestern ließ Er schlachten dich — —
Und heute deutscher Kaiser?!"

Bald hielt es den Dichter in England nicht mehr. Er kam im Mai nach Deutschland herüber und nahm seinen Aufenthalt in Düsseldorf, mit vollem Bewußtsein und im glühendsten Eifer der Prophet der social-demokratischen Republik, in der er nun einmal das zu erringende Ziel alles politischen Fortschritts erkannt hatte. Er haßt die „Bourgeoisie am Throne" und den „Professoren-Reichstag", die nur Kasten vertreten: „Nur was zerfällt, vertretet ihr! Seid Kasten nur, trotz alledem! Wir sind das Volk, die Menschheit wir!" — Es fehlte nicht an stürmischem Zujubeln der Jugend und der Arbeitermassen; aber mit Schmerz und Unwillen sah die Nation in der Mehrzahl ihrer Gebildeten „statt des Turbans, den einst ihr Lieblingsdichter sich auf das schwarze Haar gedrückt hatte, die bluthrothe Jacobinermütze auf seinem Haupte."

Mittlerweile litt das junge Einigungswerk Deutschlands unter den leidenschaftlichen Kämpfen der Parteien, welche die Revolution nach oben gebracht hatte. Das von Hecker geführte Revolutionsheer, welches in Baden die Republik proclamirt hatte, erlag, und die Frankfurter Versammlung wählte unter der Zustimmung der Regierungen, aber unter dem lebhaftesten Widerspruch der Linken, den Erzherzog Johann zum Reichsverweser. Die ärgerlichen Zwistigkeiten aber zwischen den liberalen Parteien, die mit wüthendem Eifer geführt wurden, demokratische Aufreizungen

und Aufstände an vielen Orten namentlich Mittel- und Westdeutschlands, das Treiben der demokratischen Clubs in Berlin und die Erstürmung und Plünderung des dortigen Zeughauses durch die erregten Massen ermuthigten die in den Märztagen niedergetretenen freiheitsfeindlichen Elemente und führte auch Männer der gemäßigt-liberalen Richtung auf die conservative Seite hinüber. Manchem schien es sich nur noch um Monarchie, oder social-demokratische Republik zu handeln. Das specifische Preußenthum kam Frankfurt und dem allgemeinen liberalen Deutschthum gegenüber wieder zur Geltung; schon wurde die schwarz-roth-goldene Fahne vieler Orten verpönt und die schwarz-weiße aufgepflanzt. Wild schäumten die Wogen des Parteigeistes. Die in ihrer politischen Anschauung verwandtesten Parteien bekämpften sich mit grimmem Hasse, und die entgegengesetztesten fanden sich zu gleichem Zwecke zusammen.

In dieser Zeit der leidenschaftlichen Erregung der Gemüther schleuderte der Dichter das vielbekannte Gedicht: „Die Todten an die Lebenden", dem er seine ganze wildflammende Parteibrunst einhauchte, in die Massen. Die Wirkung war eine ungeheure. — An einem Tage war in Düsseldorf die erste Auflage vergriffen; tausende von Exemplaren flogen pfeilschnell durch Deutschland und fanden Abdruck in den entlegensten Tageblättern. Während die Jugend und zahlreiche Volksmengen sich berauschten an den Versen, in denen alle Wuth, aller Haß, aller Hohn der radicalen Demokratie gährte und kochte, und Aufruhr- und Racheschrei gellte, schüttelten nicht wenige besonnene Freunde des Dichters den Kopf zu dieser Poesie und konnten bei aller Würdigung seines Parteistandpunktes solche Angriffe gegen einen Fürsten,

der einst dem Dichter freundliche Aufmunterung hatte zutheil werden lassen, nicht billigen.

Am 29. August wurde Freiligrath wegen des Gedichtes verhaftet und einige Wochen nachher vor das Geschwornengericht gestellt, das ihn — auch ein Symptom der Zeit — freisprach. (3. October.) Seine Vertheidiger forderten, daß man das Schaffen eines Dichters nicht nach den Paragraphen des Strafgesetzes oder gar von dem Standpunkte einer Partei beurtheile. Der Jubel des gesinnungsverwandten Volkes war unermeßlich; in dichten Schaaren geleitete es den Befreiten in seine Wohnung.

Nicht lange darauf siedelte er nach Köln über, um als Mitarbeiter an der Neuen Rheinischen Zeitung, welche zum Organ der äußersten Linken wurde, einzutreten. In diesem Blatte erschienen von seiner Hand eine Anzahl von Zeitgedichten, in denen der gewohnte Geist athmet. Während dieser Zeit ereignete sich Entscheidendes. Ungarn setzte eine provisorische Regierung ein und erhob die Waffen gegen Oesterreich; Wien brach in blutigen Aufstand aus, wurde von Windischgrätz' und Jellachich's Heeren umschlossen und durch Capitulation und Sturm genommen; Robert Blum fand trotz seines Charakters als Reichstagsmitglied standrechtlich seinen Tod auf der Brigittenau. (September bis November.) Nach diesem Siege der kaiserlichen Truppen umgab sich König Friedrich Wilhelm mit einem reactionären Ministerium und verlegte die preußische Nationalversammlung, welche durch demokratische Unruhen in Berlin an der Freiheit ihrer Berathung gekränkt worden war, nach Brandenburg. Wenige Tage nach ihrem Zusammentritt in dieser Stadt ward sie aufgelöst, und eine Verfassung mit Zweikammersystem octroyirt. Dann

wurde, am 28. März 1849, nach den heftigsten Parteikämpfen und Spaltungen im Schoße der deutschen Nationalversammlung Friedrich Wilhelm IV. zum Erbkaiser der Deutschen gewählt, lehnte aber die Krone, die er dem Volkswillen nicht verdanken wollte, ab, obgleich neben der zweiten auch die erste Kammer seines Reiches ihn um die Annahme dringend ersuchte und bald 29 deutsche Regierungen ihre Zustimmung zu der Uebertragung der höchsten Gewalt an die Krone Preußen erklärten. — Die gemäßigt-liberale und nationale Partei verlor den Boden gänzlich; neben dem wieder zu Macht und Einfluß erstarkten Junkerthum breitete sich mehr und mehr die entschiedene Demokratie aus. — Längst ward die nationale Erhebung Schleswig-Holsteins von den Männern der Reaction, als Aufruhr der Unterthanen gegen ihren rechtmäßigen Landesherrn, scheel angesehen, und König Friedrich Wilhelm gab im Waffenstillstand zu Malmö die Sache der Herzogthümer, für die er feierlich sein Wort verpfändet, bereits im Wesentlichen preis, um sie bald darauf gänzlich fallen zu lassen. — Schon damals sah Mancher mit Wehmuth das vollkommene Scheitern der Hoffnungen der Nation voraus, aber auch nicht Wenige, die früher keine Freunde der Radicalen gewesen waren, fingen jetzt an, mit diesen zu bedauern, daß die „halbe Revolution keine ganze geworden sei.“

Nach der Kaiserwahl rief nicht nur Oesterreich seine Abgeordneten aus der Nationalversammlung ab, sondern auch das Band zwischen Preußen und der Paulskirche zerriß seit der Ablehnung Friedrich Wilhelms. Die zweite Kammer Preußens, welche sich für die Durchführung der deutschen Reichsverfassung erklärte, wurde nach Hause geschickt; dagegen forderte

die Nationalversammlung alle Regierungen und Stände auf, der Reichsverfassung Geltung zu verschaffen. Die Linke rief offen das Volk zu den Waffen.

Nun erhob sich vieler Orten, vor Allem in Dresden, in den preußischen Rheinlanden, in der bayrischen Rheinpfalz und in Baden das Volk, um die Reichsverfassung in blutigem Kampfe zu ersiegen, oder auch auf den Trümmern der nach seiner Meinung rebellirenden Throne die Republik zu gründen. Damals trat vor die Seele manches edlen deutschen Mannes die ernste Gewissensfrage, ob nicht jetzt einer der weltgeschichtlichen Momente gekommen sei, wo, um ein Höchstes zu erringen, das eigene Wohl nichts gelten darf, wo die Sorge für Hab und Gut und Weib und Kind zurücktreten muß hinter dem als Ehre und Pflicht erkannten Streben, nach einer großen Idee das allgemeine Leben umzugestalten. Damals trieb es einen Kinkel hinweg aus einem schönen, reichen Wirkungskreise, aus den Armen seines Weibes, von den Betten seiner schlafenden Kleinen, weil seine Ueberzeugung ihm sagte, daß es auch an ihm sei, des eigenen Lebens vergessend, der Freiheit eine Gasse zu bahnen. — Die Kämpfer der Demokratie unterlagen. Die sächsische Revolution wurde zu Boden geschlagen, die Aufstände am Rheine ebenso unterdrückt, gegen Pfalz und Baden brachen Preußen, Bayern und die vom noch so genannten Reichsverweser aufgebotene „Reichsarmee" auf. Wo die Regierungen die Insurrectionen besiegten, wurden Volksversammlungen verboten, freisinnige Blätter beseitigt, die Führer der Ueberwundenen eingekerkert und ähnliche Maßregeln getroffen. Am 14. Mai rief Preußen seine Staatsangehörigen aus Frankfurt ab; drei Wochen später wanderten die letzten Getreuen der Nationalversammlung, unter ihnen

Ludwig Uhland, nach Stuttgart, um sich dort auseinandertreiben zu lassen. Das Ende der Märzbewegung war gekommen, die Demokratie besiegt, aber auch die Hoffnung der Nation bald völlig begraben.

Einer der Schläge der Revolution traf auch die Neue Rheinische Zeitung. Am 19. Mai erschien die letzte Nummer des Blattes mit rothen Schriftzeichen, mit ihr Freiligraths „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung". Am Grabe der Freiheitsverkünderin, der „stolzen Rebellin", sang er in markigem Prophetentone, voll düsterer Wehklage und trotzigen Dräuens, ein Lied auf die Unsterblichkeit des Freiheitsgedankens und auf dessen einstigen Siegestag, an dem auch die jetzt hinterlistig gemordete freie Presse ihre Auferstehung halten werde.

„Nun Ade, nun Ade, du kämpfende Welt,
Nun Ade, ihr ringenden Heere!
Nun Ade, du pulvergeschwärztes Feld,
Nun Ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun Ade — doch nicht für immer Ade!
Denn sie tödten den Geist nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder.

Wenn die letzte Krone, wie Glas, zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!" spricht,
Dann steh'n wir wieder zusammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein; —
Eine allezeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!"

Nach dem Verbot der genannten Zeitung hielt sich Freiligrath abwechselnd in Köln und Düsseldorf auf. Er beabsichtigte sich in Holland niederzulassen, wurde dort aber ausgewiesen. Er übersetzte Shakespeare's

„Venus und Adonis“ (Düsseldorf, 1849. Scheller.) und gab heraus: „Neuere politische und sociale Gedichte. Erstes Heft“ (Köln und Düsseldorf. Selbstverlag des Verfassers), von denen er die meisten bereits einzeln oder in kleinen Gruppen veröffentlicht hatte. Im Jahre 1850 lebte er in Bilk bei Düsseldorf, dann wieder eine Zeitlang in Köln und wurde im Mai 1851 als Ortsbürger in Düsseldorf aufgenommen. Im Juli desselben Jahres wurde auf ihn wegen des zweiten Heftes der „Neueren politischen und socialen Gedichte“ (Braunschweig und Düsseldorf, 1851. Selbstverlag) gefahndet, er verließ Düsseldorf und wurde nun „wegen Theilnahme an einem Complotte zum Umsturz der Staatsregierung“ (der demokratischen Centralbehörde in Köln), „und wegen Aufforderung zur Empörung, Störung des öffentlichen Friedens und Majestätsbeleidigung“ steckbrieflich verfolgt. Längst hatte er ein solches Loos vorhergesehen. Als er Weihnachten 1850 zum sechsten Mal seinen Kleinen — jetzt seinem Kleeblatt-Viere — den Christbaum anzündete, da dachte er sowohl der wechselnden Stätten, an denen ihnen die früheren Weihnachtstannen gegrünt hatten — die erste am Züricher See, die beiden folgenden an der Themse, die letzten am heimischen Rheine — als auch daran, wo sie ihn etwa das künftige Jahr finden möchten. Vielleicht wieder auf Alt-Englands werthem Boden? Wahrscheinlicher noch am Gestade des Hudson oder Michigan.

„Es sorgt Natur auf ferner Flur
Schon heut' für euch, ihr Lieben!
Und Menschen auch, lebend'gen Hauch
Und Odem, trefft ihr drüben!
Manch rauhe Hand durch's rauhe Land

Treibt euch den Pflug entgegen,
Die segnend sich, waldnachbarlich,
Auf eure Stirn wird legen!

Manch' rauhe Hand im rauhen Land
Wird Beeren für euch brechen;
Manch treuer Mund aus Herzensgrund
Euch küssen, zu euch sprechen;
Manch' lieb Gesicht, aus Locken dicht,
Am Blockhaus euch begrüßen;
Manch' kleiner Fuß, thaunassen Schuh's,
Voreilen euren Füßen!

Drum muß es sein, und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath bloß macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da, Glockenton! Halb achte schon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehst zu Bett,
Du siehst ihn fort im Traume?
Schon blaßt sein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!"

Des Dichters Ahnung ward Wirklichkeit. Freiligraths Kindern sollte im Vaterlande keine Christtanne wieder leuchten; die nächste fanden sie, zum dritten Male, an der Themse.

Das „Weihnachtslied für meine Kinder. Vor der Ausweisung" erinnert an das im December 1844 in Brüssel gedichtete „Meiner Frau zum Geburtstage". Damals, gleich nachdem man ihn aus dem Vaterlande fortgetrieben, war er voll froher

Aussicht in die Zukunft; schon sah er den Tag kommen, an dem der Sklaverei in Deutschland und überhaupt ein Ende gemacht werden und der Freiheit Glocke auch ihm zur Wiederkehr läuten sollte. Sechs Jahre lagen zwischen den beiden Decembertagen, an deren einem er den Geburtstag der Gattin zum ersten Male fern von der Heimath mit Blumen grüßte, an deren anderem er zum letzten Male im Vaterlande seinen Kindern den Christbaum schmückte. Welch ein Stück Welt- und eigener Lebensgeschichte zwischen beiden!

Aus dem Jahre 1850 stammt auch „Am Birkenbaum". Hier steigt herauf die der Zukunft vorbehaltene letzte große Entscheidungsschlacht zwischen den frei gewordenen Völkern des Westens und dem von seinem Monarchen geführten Osten. Mit diesem unterliegt und stirbt der letzte Fürst. — Im Jahre 1851 ertönte das gewaltige Finale von Freiligrath's revolutionärer Streit- und Rügepoesie: „Die Revolution". Noch einmal nimmt, im fremden Lande, der Sänger der Revolution die Harfe, der er so oft seine ganze flammende Begeisterung, seinen ganzen grimmen Haß einzuhauchen wußte, in die feste, kundige Hand und schleudert den Herrschern in den Königsburgen, welche die Kämpfer der Freiheit standrechtlich zu Tode führten, sie in Kerkern Wolle spinnen lassen oder von Land zu Lande hetzen, über den Canal hinüber das Rache- und Siegesgeschrei der Freiheit, das Lied von dem großen Tage der Zukunft, der nicht mehr fern ist.

„Ihr seht mich in den Kerkern bloß, ihr seht mich in der Grube nur,
Ihr seht mich nur als Irrende auf des Exiles dorn'ger Flur —

Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jedem Stein, in jedem Herzen eine Statt?
In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt sich trägt?
Ist mein Asyl nicht jede Brust, die menschlich fühlt und menschlich schlägt?
Nicht jede Werkstatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es ächzt —
Bin ich der Menschheit Odem nicht, die rastlos nach Befreiung lechzt? — —
Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich stehn!
Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst!"

Vorübergehend erwähnen wir nur die den letzten Jahren der revolutionären Muse Freiligraths angehörenden, englischen und französischen Dichtern nachgesungenen socialistischen Poesien, in denen das bittere Loos der sich kümmerlich mit der Nadel ernährenden Arbeiterinnen, der hungernden Landproletarier, der Elenden, Abgesperrten im Armenhause und ähnlicher Existenzen gegenüber dem schwelgenden Ueberflusse und der mit christlicher Liebe prunkenden, egoistischen Scheinbarmherzigkeit mit den brennendsten Farben gemalt wird.

Es kann und soll unsere Aufgabe nicht sein, die revolutionäre Poesie des Dichters, namentlich die mit der Februarrevolution anhebende, ihrer Berechtigung und ihrem Werthe an sich nach zu beurtheilen; wir haben sie nur zu charakterisiren, in ihrem Verhältnisse zu den Zeitereignissen hinzustellen und ihre Einwirkung auf die Zeitgenossen und im Besonderen auf die Freunde, die sich der Dichter durch seine frühere

Poesie gewonnen, anzudeuten. — Was den poetischen Werth anlangt, so bekunden die „Neueren politischen und socialen Gedichte“ vielfach das bewährte Talent des Dichters, aber sie können dasselbe in unseren Augen nicht erhöhen. Trägt die Freiligrath'sche Dichtung schon früher den Charakter einer Gelegenheitspoesie, welche die Anschauungen, wie sie die Zeit der lebendigen, reizempfänglichen Phantasie des Dichters und seinem rasch lodernden Gemüthe zuführt, in kühnen, naturkräftigen Bildern ohne sorgsame Beachtung der festen Gesetze poetischer Kunstwerke hinwirft, und welche ihre Schöpfungen zwar in festbegränzte allgemeine Ideen taucht, ohne sie jedoch mit sich abzweigenden neuen und fortschreitenden Gedanken zu beseelen, so tritt solcher in der letzterwähnten Periode natürlich weit mehr hervor. Wir finden häufiger, als sonst, die Poesie mit der Ekstase verwechselt, und die Tendenz streift mit rauhestem Finger die ästhetische Gestaltung. Mit der fliegenden Hitze und springenden Hast — in einigen Gedichten endet fast jeder Vers mit einem Ausrufungszeichen, und Satzellisionen sind nicht selten — paart sich bisweilen (z. B. in „Californien“) ein Wortausdruck, der von dem früher trotz aller Ekstase festgehaltenen Adel der Sprache unangenehm absticht. In vielen Gedichten, wie „Trotzdem“, „Die Todten an die Lebenden“ u. s. w., wechseln echte poetische Gestaltungskraft mit Versen, die nur Bruchstücke einer gereimten derben Volksrede genannt werden können. Dagegen verleugnet aber auch kein Gedicht ganz den wahrhaften Dichter, der Farbe, Stimmung und Ausdruck zu treffen, der den Hörer in seinen Empfindungskreis zu ziehen weiß. Zu den hervorragendsten Poesien, voll Kraft und Schwung, gehört „Wien“:

„Wenn wir noch knieen könnten, wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien!
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet —
Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht steht!
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt!
Der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesänge singt!
Wozu noch bittend winseln? Ihr Männer, ins Gewehr —
Heut' ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!
Es ist das Händefalten ein abgenutzt Geschäft —
Die linke an die Scheide, die rechte Hand ans Heft!
Die Linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft,
Die Rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!
Ein riesig Schilderheben, ein Ringen wild und kühn —
Das ist zur Weltgeschichte das rechte Flehn für Wien!"

Ebenso der Schluß dieses Liedes:

„Der Herbst ist angebrochen, der kalte Winter naht —
O Deutschland, ein Erheben! o Deutschland, eine That!
Die Eisenbahnen pfeifen, es zuckt der Telegraph —
Du aber bleibst gelassen, du aber bleibst im Schlaf!
Beim Todeskampf der Riesin dastehst du wie von Stein —
Alles, wozu du dich ermannest, ein kläglich Bravoschrei'n!"

Zehntes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt in London. Poetische Nachblüthen. — Schlußwort.

Zum zweiten Male nahm, im Jahre 1851, „Alt-Englands werther Boden" den geächteten Dichter nebst den Seinen auf; er ward ihnen zur zweiten Heimath, und bis zur Stunde noch haben sie ihn nicht verlassen. Wieder kehrte Freiligrath zum kaufmännischen Berufe zurück. „Da die großen Bourgeois-Häuser den revolutionären Namen fürchteten, so nahm

er dieses Mal in einem kleinen Geschäfte eine Stelle an." Später erhielt er die Stelle eines Directors an der Commandite, welche die Schweizer Bank in London errichtete. „Sein Leben," so erzählt uns Kinkel ferner, „gestaltete sich nun behaglich und bequem; in Ehren aß er sein Brot; er durfte auf ein wohlversorgtes Alter hoffen. Da traf ihn vor drei Jahren der schwerste Schlag an seinem Erwerb: ohne seine Schuld gab die Bank das Londoner Geschäft auf, und Freiligrath war wieder arm. Arbeit hat er wohl gefunden, aber keine selbständige Stellung mehr; und es ist auch dem größten Charakter schwer, mit ergrautem Haar unter fremdem Gebot mechanisch nur das zu leisten, was der jüngste Commis ohne Talent und Bildung ebenso gut macht." — „Unter dem harten Drucke der englischen Arbeit aber hat er die unwandelbare Liebenswürdigkeit sich gewahrt, die Alle so unwiderstehlich an ihn fesselt, welche ihn und sein Haus näher kennen — dies kleine freundliche Haus in der ländlichen, laubgrünen Vorstadt, mit der geistig großen, klaren Frau, die so eifersüchtig ist auf ihres Dichters Ruhm und Charakter, mit den schönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das so gastfrei deutschen Freunden Sonntags sich öffnet; das freie, lichte, herzliche Gespräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen stammt, ein Leben im schönsten Sinne bürgerlich, wie alles Echteste in Deutschland bürgerlich ist — o, es bleiben das unvergeßliche Stunden, als man den langen, schmalen Garten neben dem Dichter auf und ab wandelte in Gespräch und Sonnenschein, und dort in der stillen Vorstadt der Londoner Nebel und das Londoner Getöse so fern, so fern blieb von der friedlichen, hellen Sonntagsinsel! — Wohl kaum mochte da, wer Freiligrath nicht kannte,

an jenes stürmische Feuer der Phantasie denken, das uns in seinen Jugendgedichten hinriß.“

Die poetische Thätigkeit unseres Dichters in den sechszehn Jahren seines zweiten Londoner Aufenthalts ist eine sehr spärliche gewesen. Theils mochte die Last des Arbeitstages den freien Aufschwung der Muse hemmen, theils und zumeist blieb das politische Interesse, das den Dichter seit der Zeit, wo er auf die Zinnen der Partei trat, so ganz und gar beherrscht hatte, so vorwiegend in ihm, daß es ihm auch fortan die Kreise anderen Denkens und Empfindens allzusehr verschloß. Außer der im Jahre 1857 veröffentlichten Uebersetzung von Longfellow's 'The Song of Hiawatha' schuf er an eigenen Gedichten einige Dichtergrüße, einen Grabgesang und mehrere politische und sociale Lieder — sämmtlich Gelegenheitspoesien. Unter den letzteren befinden sich die für den Dichter höchst charakteristischen Strophen gegen Kinkel und Kossuth und das allerletzte Erzeugniß seiner Poesie „Fürs schwarze Land“ (Weihnachten 1866.) Mit den Seinen zur Festzeit am trauten Kamin sitzend, in dem die Kohlen glühen und knattern, gedenkt der Dichter in seinem behaglichen Zimmer, wo die Tanne duftet und die Stechpalme glänzt, der armen unglücklichen Kohlengrubenarbeiter, des erschlagenen oder jammernden Volkes des „schwarzen Landes“, wovon die Zeitungen eben ein furchtbares Unglück, Brand und Einsturz einer Mine, meldeten, und ruft zur Hülfe für die traurenden Wittwen und Waisen auf.

Am 17. November 1858 starb in London Kinkel's Johanna. Drei Tage später legte Freiligrath, der Freund und Mitverbannte, auf dem weiten Friedhofe von Woking den mit rothem Bande umschlungenen Lorbeerkranz auf den Sarg der edlen, geistes-

großen Frau und sang, nach Hause zurückgekehrt, ihr das schöne Lied nach, das den Schmerz des Gatten durch den Trost der Idee zu lindern vermochte. Es soll hier unverkürzt seinen Platz finden.

„Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer, haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben.
Der Rauchfrost hing am Haidekraut,
Doch sonnig lag die Stätte,
Und sanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surrey-Hügel Kette.

Um Ginster und Wachholderstrauch
Schwang zirpend sich die Meise, —
Da wurde dunkel manches Aug'
Und Mancher schluchzte leise;
Und leise zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rothe Band,
Den grünen Lorbeer legte.

Die muthig leben sie gelehrt
Und muth'ge Liederweisen,
Am offnen Grabe stand verstört
Das Häuflein ihrer Waisen;
Und fest, ob auch wie quellend Blut
Der wunden Brust entrungen,
Ist über der verlass'nen Brut
Des Vaters Wort erklungen.

So ruh' denn aus in Luft und Licht!
Und laß uns das nicht klagen,
Daß Drachenfels und Oelberg nicht
Ob deinem Hügel ragen!
Daß er nicht glänzt im Morgenthau,
Noch glüht im Abendscheine,
Wo durch Geländ und Wiesenau
Die Sieg entrollt zum Rheine!

Wir senken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenossen;
Du liegst auf diesem fremden Rain,

Wie jäh vor'm Feind erschossen;
Ein Schlachtfeld auch ist das Exil, —
Auf dem du bist gefallen,
Im festen Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns Allen!

Drum hier ist deine Ehrenstatt,
In Englands wilden Blüthen;
Kein Grund, der besser Anrecht hat,
Im Sarge dich zu hüten!
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt!
Ruh' aus, wo du gestritten!
Für dich kein stolzer Leichenfeld,
Als hier im Land der Britten!

Die Luft, so dieses Kraut durchwühlt
Und diese Graseswellen,
Sie hat mit Miltons Haar gespielt,
Des Dichters und Rebellen;
Sie hat geweht mit frischem Hauch
In Cromwells Schlachtstandarten;
Und dieses ist ein Boden auch,
Drauf seine Rosse scharrten!

Und auf von hier zum selben Bronn
Des gold'nen Lichtes droben
Hat Sidney, jener Algernon,
Sein brechend Aug' erhoben;
Und oft wohl an den Hügeln dort
Ihr Aug' ließ Rahel hangen, —
Sie, Russels Weib, wie du der Hort
Des Gatten, der gefangen!

Die sind's vor Allen, diese Vier!
Dies Land, es ist das ihre!
Und sie beim Scheiden stellen wir
Als Wacht an deine Thüre!
Die deinem Leben stets den Halt
Gegeben und die Richtung, —
Hier steh'n sie, wo dein Hügel wallt:
Freiheit und Lieb' und Dichtung!

Fahr' wohl! und daß an muth'gem Klang
Es deinem Grab nicht fehle,

So überschütt' es mit Gesang
Die frühste Lerchenkehle!
Und Meerhauch, der den Freien frommt,
Soll flüsternd es umspielen,
Und jedem, der hier pilgern kommt,
Das heiße Auge kühlen!"

Zu jenem unvergleichlichen Feste, an welchem das deutsche Volk allerorten, selbst in Rußlands Innerm und an dem Gestade des stillen Oceans, des großen Geisteshelden gedachte, in dessen Leben und Dichtung es vor Allem ein verklärtes Bild seines innersten Wesens erblickt, gab auch Freiligrath zwei Lieder. Es sind Töne voll inniger Begeisterung, die da dem Herzen des Dichters entquollen für Schiller, in dem er stets den Sänger der Freiheit und den Mann des siegenden Willens über die Schwäche und den Widerstand der Welt verehrt hatte. Das erste der beiden Gedichte ist das „Festlied der Deutschen in London", eine Cantate, welche von sechs Männergesangvereinen im Krystallpalast zu Sydenham vorgetragen wurde. In den ersten Strophen feiert der Dichter den Genius überhaupt und im Besonderen den großen deutschen Meister im Gebiete der Töne, der in Schillers Geburtsjahr in der Westminsterabtei seine letzte Stätte fand: Händel —, und neben ihm den Dichter, dem in demselben Jahre im Schottenland seine Wiege bereitet ward: Robert Burns —, Geistesheroen, deren Gedächtnißfest im Januar und August des Jahres gleichfalls im Krystallpalast in großartiger Weise war begangen worden. Nach dem Gesange dieser ersten Sätze des Jubelliedes ertönte es dann, während die Büste Schillers enthüllt wurde:

„Und zu den Zwei'n heut bringen wir den Dritten!
Steht auf, er naht, er neigt sich unsern Bitten!
Stolz vom Olymp kommt er geschritten, —

Die Stirne glüht, die Locke fließt!
Sei, Friedrich Schiller, uns gegrüßt!"

Es folgen die Verse:

„Sehet, da ist er!
Das ist der Große,
Der uns erzog!
Der als ein Herold die Schönheit verkündet,
Der uns das Herz für die Freiheit entzündet,
Höhen der Menschheit auch für uns erflog.
Er blickt als der Unsre
Durch Gang und durch Halle,
Umjauchzt von der Menge,
Umwölbt vom Krystalle!

Seht, das die Schulter,
Drauf sich die Muse
Flüsternd gelehnt!
Seht, das die Stirn, die so trotzig gegohren,
Seht, das die Brust, die so Kühnes geboren,
Das ist das Auge, das stets sich gesehnt!"

Die Hymne schließt mit den Worten:

„Wo schritt er hin? Der Lorbeer regt die Blätter,
Die Palme rauscht, die Myrthe flüstert zag,
Und seines Griechenlandes heitre Götter
Sehn froh dem Mann des Ideales nach!

Der heute noch die ganze Welt umfliegen
Mit Geisterfluge, leis und still,
Und deutsche Hände in einander fügen,
Und deutsche Herzen einig schmieden will!

In Ihm heut' sind wir's! Mag das Andre werden!
Sei mit der Menschheit, Schillers Genius,
Daß ewig nicht ins Träumereich auf Erden
Die Freiheit sich, das Schöne flüchten muß! —
Dem Genius,
Der heil'gen Flamme wunderbarem Lohen,
Die leuchten, wärmen, Blitze schleudern muß
Einsam herab vom Vorhaupt der Heroen, —
Ihm huld'gen wir!

Ihm heben opfernd wir die Schale!
Ihm flechten wir die vollste Schläfenzier,
Und jauchzen auf zu seinem Strahle!"

In dem „Festlied der Deutschen in Amerika" erklingt neben der begeisterten Verehrung des Priesters der Freiheit und der Menschlichkeit, der mit dem herrlichen Genossen Goethe in die Gedankenschlacht schritt, die Liebe zur fernen, alten Heimath, vereint mit der Werthschätzung des neuen Landes, des freien Amerikas, an dessen Zukunft auch Schillers Geist baut und schafft.

Drei Jahre später legte Freiligrath einen frischen, vollen Kranz auf Uhlands Grab, und im folgenden Frühling stimmte er seine Harfe für Julius Mosen. Es handelte sich um die Verbreitung der entstehenden Gesammtausgabe der Werke des wackeren, wahrhaft vaterländischen Dichters, den unheilbares Siechthum bereits damals fünfzehn Jahre an das Lager gefesselt hielt. Der Turnerbund in Oldenburg, der Stadt, wo Mosen lebt, und die ihn bis zur Stunde so warm im Herzen trägt*), wandte sich auch an Freiligrath mit der Bitte, unter den Deutschen in London Subscribenten zu sammeln, ein Ansuchen, dem dieser mit so freudigem Eifer nachkam, daß schon in der ersten Woche mehr als 120 Exemplare gezeichnet wurden. Als Einleitung zu seiner Aufforderung gab Freiligrath das schöne Lied, das, anknüpfend an die beiden letzten Strophen von Mosens „Zuruf":

„Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?

*) Der edle Schwergeprüfte ist nun (am 10. October) heimgegangen.

Es heischt ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht gold'ne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unters Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, starr und stolz!"

zuerst einen Blick auf die gegenwärtige Lage des Vaterlandes richtet, das Bettler geworden und Bettler geblieben ist bis auf diesen Tag, dann Derer gedenkt, die des Bettlers Joch haben brechen wollen, dafür aber auf fremde Erde sich haben betten müssen, und deren Saiten die harte Noth rosten ließ, während dem tapferen und treuen Sänger, der auch die Bahn ihnen wies, daheim ein härteres Loos gefallen, und das dann fortfährt:

„Dem Heinrich gleich, den er gesungen,
Ging er und trug des Vaterlandes Schmach, —
O, wär' ihm doch das treue Herz zersprungen,
Als es vor Leid, vor Leid zusammenbrach!
Da ward das Schwert ihm aus der Hand gewunden,
Da fand er sie, die todestiefen Wunden, —
Doch nicht den Tod!

In jenem Lenze, den wir nie vergessen,
Im Weihelenz, im Völkerjahr,
Als kühn mit seinen Drängern sich zu messen,
Den rothen Kranz im blonden Haar,
Zum Kampf, zum Kampf sich Deutschland endlich schmückte:
Da war's, daß ihn sein Loos dem Kampf entrückte, —
Lang ist die Zeit!

Lang ist die Zeit! Im Waldesgrund die Ammer
Lockt unterdeß dreimal fünf Sommer lang!
Dreimal fünf Sommer schlug vor seiner Kammer
Die Nachtigall, mit der er wettesang!
Wißt ihr es noch? Hell klang es in den Landen: —

Die Leipziger Schlacht! Zu Mantua in Banden!
Die letzten Zehn!

Lang ist die Zeit! Rasch doch von Sohlen,
Hinstürmte sie! Die Welt ward alt und neu!
Was sahn wir nicht! Amerika und Polen —
Das ist der Freiheit jüngstes Feldgeschrei!
Zwei Welten zittern! Hoch die Unterjochten!
Noch immer wird der alte Strauß gefochten, —
„Tambour schlag an!"

O, lang die Zeit! Ihm füllte nur Ein Denken
All' diese lange, lange Zeit!
In Einen Traum nur mocht' er sich versenken:
Den Traum von Deutschlands künft'ger Herrlichkeit!
Sein Volk der Anfang und das Ende!
Gern legt' er noch in seines Volkes Hände
All', all' sein Thun!

Wohl bist du Bettler wieder worden,
Deutschland, — und dein getreuster Sohn,
Der Schlichteste von deinem Sängerorden,
Denkt nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Doch eine Schuld hier gilt es, eine schwere,
Mach, wett sie, Deutschland! Löse deine Ehre! —
Was säumst du noch?

Tritt an sein Lager, nimm' die heil'gen Rollen!
Dank ihm, und danke deinem Sänger ganz!
Und drücke leis auf seine Stirn den vollen,
Den immergrünen deutschen Kranz! —
Matt blickt er auf, — er hebt sich dir entgegen, —
Sein letzter Odem ist für dich ein Segen, —
„Treu bis zum Tod!""

Als in jüngster Zeit die ersten schwarzen Wolken, die Vorboten des Kampfes zwischen Oesterreich und Preußen, heraufstiegen, die sich dann in mächtigen Wetterschlägen rasch entluden, schaute die freiheitlich und national gesinnte Partei in ihrer großen Mehrzahl mit bangen Befürchtungen für die äußere und innere Wohlfahrt des Vaterlandes auf die Schritte,

die menschlichem Dünken nach bald das blutige Würfelspiel heraufbeschwören mußten. Da erhoben neben jüngern Sängern auch die Veteranen der politischen Lyrik ihre Stimme, warnend vor einem Kriege zwischen deutschen Bruderstämmen, der den in langen Friedensjahren herrlich aufgeblühten Wohlstand und Fortschritt der Nation an Bildung in ihren verschiedenen Ausstrahlungen schwer gefährden und untergraben mochte. Nach Robert Prutz, dessen schwertönende geharnischte Terzinen damals in Vieler Herzen Nachhall fanden, sang Freiligrath sein „Westphälisches Sommerlied“:

„Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westphalen!
Du Hellwegsroggen schlank und schwank
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reisst du!

Ich reif und wachse mit Gewalt,
Es trieft das Jahr von Segen;
Vollauf zu sätt'gen Jung und Alt,
Reif ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann,
Wer frohen Muths mich sä'te?“

Die Schlußverse lauten:

„Es singt ein Vöglein auf der Haar,
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine,
Er war der Seinen Stolz und Lust;
Ein Bruder schoß ihm durch die Brust:
Ich rausche leis im Winde.“ —

Verlauf und Ausgang des Krieges gestalteten sich

so, wie wohl Niemand erwarten mochte. Seitdem ist die große Zersetzung und Neubildung der politischen Parteien eingetreten. „Oesterreich ist Deutschlands Vergangenheit, Preußen ist seine Zukunft“ — dieses Wort, welches selbst Victor Hugo 1840 halb widerwillig aussprach, erfüllt sich vor unseren Augen. Mit freudigem Stolz und Vertrauen — trotz so vielem Unliebsamen — sieht die überwiegende Mehrzahl unseres Volkes, die sich jeden Tag aus Nord und Süd verstärkt, auf den Staat, in welchem die Nation in allen Krisen ihres neueren öffentlichen Lebens: in den Befreiungskriegen, beim Beginn der vierziger Jahre und selbst in den Stürmen von 1848 und 1849, ihren Mittelpunkt und Hort erkannte. In Millionen von Herzen haben die Worte des preußischen Monarchen an dem bedeutsamen 24. Februar dieses Jahres: „Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen“ — und das Vertrauen des Königs, daß der Traum so vieler Jahrhunderte sich endlich erfüllen und „unsere Kinder auf diesen Reichstag als den Begründer der deutschen Einheit, Freiheit und Macht zurückblicken werden,“ den nachhaltigsten und freudigsten Wiederhall gefunden. Seitdem sind die Grundfesten unseres nationalen Baues, der bereits dreißig Millionen Deutsche, von der Memel bis zur Saar, in sich vereinigt, ge-

legt, und die vollkommene Einigung der außeröster-reichischen deutschen Stämme zu einem großen, unter den Völkern der Erde würdig und blühend dastehenden Reiche erscheint nur noch als eine Frage der Zeit, die wohl noch in diesem Jahrzehnt ihre Erfüllung findet. Mit der nationalen Einigung wird aber — so spricht das Bewußtsein der Gegenwart von Tag zu Tag klarer und lauter — auch die freiheitliche Entwickelung unseres Volkes fortschreiten und die ihr entsprechenden Formen finden. Der Geist ist stärker, als die Klingen, mögen diese im Dienste der Despotie oder der rothen Republik stehen, — und der Weg der Reform scheint zwar langsam dem Ziele zuzuführen, aber gewiß wird es auf ihm sicherer erreicht, als auf dem schwindelnden und abgrundvollen Pfade der Revolution. Selbst in die Kreise des engherzigsten Junkerthums dringen Strahlen liberalen Geistes, und bereits giebt es für den schlichtesten Mann aus dem Volke einen Tag, an dem auch er, seinen Stimmzettel in die Wahlurne werfend, „den Staat in die Hand nimmt." Die freie Vertretung des Volkes in allen seinen Gliedern und Zweigen; die nach nothwendigen, inneren Gesetzen sich vollziehende Entfaltung unseres staatlichen, wirthschaftlichen und unseres Culturlebens überhaupt; der Fortschritt und die Verallgemeinerung der Bildung in den unteren Classen der Gesellschaft mit den schönen Früchten der Arbeitstüchtigkeit, Arbeitsfreudigkeit, Sparsamkeit und Zucht und Sitte; daneben die gesteigerte wahre Humanität, die auch in dem Armen und Verkommenen den Menschen ehrt und den Nächsten liebt, und das freie Zusammenwirken der Kräfte zu solcher Liebes- und zu sonstiger Erwerbsarbeit, die nicht minder als eine sittliche That dasteht: das Alles wird auch, nach der Ueberzeugung

des größten Theils der Denkenden unserer Nation, die socialen Wunden heilen, aus denen die Gegenwart blutet, und Capital und Arbeit mit einander versöhnen. Hier vor Allem, gesteht sie sich, wird nichts ausgerichtet auf dem Wege blutiger Gewalt; wenn irgendwo, so gilt hier die natürliche, organische Entwickelung, die nicht sprungweise, sondern Schritt auf Schritt verläuft. Für eine solche schaffen tausend Geister und Hände, und gerade in den jüngsten Tagen gewinnt u. A. in den Kreisen denkender, freigesinnter Männer, im Besonderen auch der Pädagogen, die Idee einer allgemeinen, großen Volksschule mag man diese nun als das endliche Ziel ansehen, dem man sich Schritt für Schritt zu nähern, oder als eins, das man ohne Uebergänge rasch zu gewinnen hat, mehr und mehr Raum. — Auf welchem anderen Grunde aber kann sich die Wohlfahrt des Volkes dauernd aufbauen, als auf dem wahrer Geistes- und Herzenscultur, den eben die Schule zunächst festzulegen hat!

So schließt sich denn heutigen Tages die Nation mehr und mehr an das Bestehende und Neugeschaffene an und hofft und erstrebt von ihm aus eine weitere, freie Entwickelung. Die Gegensätze sind nicht blos von der reactionären, sondern auch von der revolutionären Seite näher gerückt, und Unzählige geben die schwarz-roth-goldene Tricolore, das zuerst entfaltete Panier unserer theuersten nationalen Hoffnungen, aber auch das Erinnerungszeichen an unsere Zerrissenheit und Parteikämpfe nicht ohne Wehmuth, aber auch mit getrostem Vertrauen hin gegen das schwarz-weiß-rothe Banner, das in wenig Monden alle deutschen Schiffe unter seinen Farben vereinigt, und leben des freudigen Glaubens, daß es das Panier der Erfüllung, das Panier der friedlichen Einigung und

des freiheitlichen Zusammenlebens der deutschen Stämme werde.

Zu den Männern der alten Parteien, die ihren früheren Standpunkt unwandelbar festhalten, gehört auch Freiligrath. Noch hat die Veränderung in den Geschicken unseres Vaterlandes ihm kein Vertrauen auf eine freie, große und glückliche Zukunft desselben einflößen können, ja er hat es den Freunden arg verdacht, wenn sie hoffnungsvoller dreinschauten, als er, und selbst Kinkel hat ohne Abschied sich von ihm trennen müssen. „Die tiefe Scheidung der Parteien," sagt dieser, „welche das Jahr 1866 im ganzen Vaterlande einschnitt, wir haben sie in uns schon vier Jahre vor dem Ausbruche des Geschichtstages von Sadowa erlebt. Denkende Menschen sehen das Kommende, werden von seinem Wehen berührt, wenn es erst über die Morgenhügel der Zukunft schaudert. Schon damals sprach ich mit Offenheit aus, daß, wenn uns die deutsche Einheit beschert sei, auch durch eine Revolution von oben, statt von unten, ich mich ihrer freuen würde. Der Freund sah darin Abfall von unserem Principe, und er, der gegen ganz anders Gesinnte stets Freundliche und Duldsame, konnte gerade Dem, dessen letztes Ziel das seinige ist und bleibt, nicht verzeihen, daß das Mittel zum Ziele ihm gleichgültiger war. So haben auch wir unsere Wege getrennt."

* * *

Wir stehen am Schlusse unserer Darstellung. Ein mannichfach bewegtes und festausgeprägtes Leben und Schaffen ist an uns vorübergezogen, das Leben und Schaffen eines wahrhaften Dichters und eines mannhaften und lauteren Charakters.

Freiligrath ist ein Dichter. Wenn, nach den

Worten eines der größesten Meister der Poesie, lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, sie auszudrücken, so daß in den Seelen Anderer dieselbe Empfindung wiederklingt, vor Allem den Dichter bedingt, so ist er es. Stets hat seine Poesie die Gemüther hingerissen, denn sie stammte aus einem vollen, warmen Gemüthe. Bei seinem Auftreten wandten sich Aller Blicke auf ihn, und nie haben sie sich von ihm gleichgültig abgekehrt. Wie manches seiner Gedichte aus früherer und späterer Zeit ist brennend und zündend in die Herzen nah und fern gefallen; wie manches hat selbst die erschüttert und bewegt, die sich in seinen Empfindungszustand nicht ganz zu versetzen vermochten! In der Freiligrath'schen Dichtung ist nichts Gemachtes und Geziertes, nichts Empfindelndes und Schönseliges; da ist kein ängstliches Heraufpumpen aus Klappen- und Röhrenwerk, frisch und frei springt der Strom hervor, und Gedanke und Wort vereinen sich zu einem mächtigen und treibenden Ergusse. — Es ist wahr, es ward unserem Dichter nicht gegeben, aus den Tiefen eines stillen, reichen Gedankenlebens in ruhiger und vollendeter Gestaltungskraft, wie sie einzig Dem möglich, der Genius und Künstler zugleich in dem höchsten Sinne ist, zu schaffen; hätte ihm die Muse auch diese Gaben zu denen verliehen, womit sie ihn ausgestattet, wahrlich, er würde sich den Höchsten an die Seite gestellt haben. Beklagen wir aber nicht, was ihm fehlt, sondern freuen wir uns vielmehr dessen, was wir an ihm hatten und haben. Der Schöpfer des „Löwenritt", der „Auswanderer", des „Rübezahl" und des „O lieb, so lang du lieben kannst" und so mancher Lieder, die aus der Herzwurzel einer großen, gesunden Idee oder einer wahren und warmen menschlichen Empfindung frisch und kraft-

voll emporwuchsen, ist in That und Wahrheit ein Dichter. Dem entsprechend ist denn auch seine Einwirkung auf die schöne Literatur keine unbedeutende gewesen. Ganz abgesehen von den eigentlichen Nachahmungen, die seine Dichtung gleich bei ihrem ersten Auftreten fand, läßt ein genauerer Blick auf die mit den vierziger Jahren und später entstandene deutsche Poesie vielfach den Einfluß des Dichters nach Stoff und Form erkennen.

Freiligrath ist ein Charakter. Fest und treu steht er da allewege in seinem Leben und in seiner Dichtung. Wer ihm persönlich nahe getreten ist, der weiß, wie sehr sich in ihm Milde und Freundlichkeit des Wesens mit unbeugsamem Festhalten und Verfechten des einmal als Wahrheit und Recht Erkannten gatten. Nie ist ihm die Poesie Spiel, Schein und Schönthun geworden; des Dichters Beruf ist ihm ein heiliger, ein Prophetenamt, und Gewissenssache ist's, daß er sage, was er fühlt und denkt. Er sang nicht um Goldeslohn und Fürstengunst, er sang frei aus der Tiefe seiner Brust, wie es ein Gott ihm gegeben, sonder Furcht und sonder Eitelkeit. Als er zum Durchbruch einer entschiedenen politischen Anschauung gelangt war und seine Ueberzeugung ihm sagte, daß es Pflicht sei zu reden, da brachte er derselben den Genuß einer königlichen Gabe und die Aussicht auf eine glänzende Lebensstellung zum Opfer und bebte nicht zurück vor der Möglichkeit, auf fremder Erde ein mühsam erworbenes Brot essen zu müssen. Ueberzeugungstreue und Bewußtsein der Pflicht trieb ihn zweimal hinaus ins Exil und hält ihn bis zur Stunde in harter Arbeit des Tages. Und er lebte und wirkte im Dienste der Ideen, welche die moderne Menschheit als theuere Errungenschaften ihres geistigen Strebens

und Arbeitens erkennt. Vergessen die Freunde einer freien Lebensanschauung und einer freien Gestaltung der menschlichen Gesellschaft nie, was sie auch den Männern schulden, welche durch begeisterte Lieder die Herzen für Freiheit und Recht und zum Kampfe für diese Güter entflammten. Von Klopstock und Lessing an, die in uns die Idee des Vaterlandes und das Streben nach einem freien deutschen Staate aufs Neue wach riefen, zu Schiller, dem Apostel der Freiheit, an dem sich auch das nationale Gefühl entzündete, zu den Sängern der Befreiungskriege und hinunter bis zu den Aposteln des freien Gedankens in den Tagen, die zwischen der Julirevolution und der Bewegung von 1848 liegen: eine große, hehre Schaar, der wir es nicht zum Geringsten verdanken, wenn Vaterland, Freiheit und Recht für Alle heutzutage Ideen sind, die in den sonst gleichgültigsten, dumpfesten Massen Leben und Licht schaffen und in den Kreisen, wo der engherzigste Standesegoismus zu herrschen pflegt, begeisterte Verehrer gewinnen, Ideen, die die Zustände und Anschauungen der Gegenwart bereits so mächtig beeinflußt haben, daß der Conservative als überwunden und unrecht verwirft, was den Liberalen, der in den vierziger Jahren dafür kämpfte, Verbannung und Kerker brachte. Und wenn sich der Mann der gemäßigten liberalen Richtung mit Unmuth oder Unwillen abwendet von unsers Dichters revolutionärer Zorn- und Sturmlyrik in den Jahren von 1848 bis 1851, so vergesse er keinen Augenblick, daß damals hüben und drüben, „in Ilium und außer Ilium" gesündigt ward, daß nach dem Scheitern unserer schönsten Wünsche und Erwartungen auch viele der mildesten Gemüther verbittert wurden, und daß endlich auch für unseren Dichter selbst das Wort gilt,

das er dem politischen Gegner einst zurief: Die Freiheit kann verzeihen. — Wenn die Idee in späteren Tagen, in den Tagen des Drangs und der leidenschaftlichen Parteikämpfe, nicht ohne Ausschreitung geblieben ist: rein und schön hat der Dichter im „Glaubensbekenntniß“ ihr Panier entfaltet und tausend Herzen für das alte, ewige Recht des Menschen und der Völker gewonnen. Und was im Besonderen die sociale Befreiung anlangt, die auch Freiligrath's Poesie in den mächtigsten, eindringlichsten Tönen aussprach: ist sie nicht ein Ausfluß des edelsten Geistes und Strebens, und würde die Gegenwart so bestrebt sein, wie sie es ist, die Wunden der Gesellschaft zu heilen, auch den Proletarier zu einem menschenwürdigen Dasein zu erheben, wenn nicht auch das begeisterte Wort edler Dichter gemahnt hätte! Wenn lebendiges Mitgefühl und rasch lodernde Phantasie nicht immer die besten Wege zur Lösung der socialen Frage aufgestellt haben, so wird man solche von dem Dichter auch wohl nicht erwarten können. In die revolutionären Gleise der Phantasie aber tritt die praktische Reform des klaren Erkennens.

Zu allen Zeiten hat das deutsche Volk an seinen Dichtern vornehmlich auch die sittliche Energie im Dienste der Idee, das treue Festhalten an dem als Wahrheit und Recht Erkannten geschätzt und geliebt; so feiert es in seinem großen Lieblingsdichter den Dichter der Idee durch die Macht des Willens. Wohl mochte Freiligrath sich diesem hehren Sänger und Propheten der Freiheit, Ueberzeugungstreue und sittlichen Thatkraft von früh auf wahlverwandt fühlen und ihm zujauchzen; es lebt auch in ihm ein Hauch Schiller'schen Geistes, der, von einer großen Idee getragen, frei und kühn dahinschreitet. Und so stehe er

uns und dem heranwachsenden Geschlechte da als ein leuchtendes Beispiel, daß Gunst und Gewalt den freien Geist nicht zu biegen und brechen vermögen, daß eine heilige, nimmer zu veräußernde Wahrheit ist, was der Dichter ausspricht in den Worten:

Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein golden Vließ, das keines Fürsten Hand
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.
Die Ueberzeugung ist des Kriegers Fahne,
Mit der er, fallend, nie unrühmlich fällt.
(Gutzkow in Uriel Acosta.)

Unserem Dichter aber an der Themse Strande möchten wir zurufen: Nicht die Phäakeninsel, so freundlich sie dich auch aufgenommen hat, darf das Ziel deiner Meer- und Irrfahrten sein, du welterfahrener, schicksalgeprüfter Odysseus; in deinem Heim, bei deinem Volke, da ist die Stätte, wo du Alternder ausruhen und, wolle es Gott! ein freies, glückliches Geschlecht auf der geeinigten deutschen Erde aufblühen sehen sollst.. Unter solch milder Herbstsonne an den Ufern deines schönen Stromes, an dem du uns so manches herrliche Lied sangst, da mag dann wohl in alter Kraft und Frische deiner Poesie noch eine schöne Nachernte erwachsen, jene, die du uns einst verheißen, als du zu uns sprachst (Vorwort zu „Zwischen den Garben"):

„Nur streben, immer streben!
Herbstgarben auch wird's geben,
Daferne sonst mein Leben
In seinen ernsten Herbst nur tritt!
Schon seh' ich fern sie leuchten,
Schon seh' ich fern sie steh'n,
Schon seh' ich die gebeugten
Im Spätjahrwinde weh'n!"

Anhangsweise noch eine Skizze von Freiligraths Persönlichkeit und Lebensverhältnissen in der Gegenwart, wie sie eine dem Dichter nahestehende Feder entwirft: Freiligrath ist ein kräftig und breit gebauter Mann von Mittelgröße. Das einst schwarze Haar ist auf dem Haupte und am Kinne bereits grau geworden. Die Stirn ist kühn und frei, das treue blaue Auge verkündet die reinste Herzensgüte, eine Herzensgüte, die schon für manchen Bedrängten in der großen Weltstadt sich segensvoll erwiesen hat. Wer Freiligrath überhaupt ganz würdigen, ganz schätzen lernen will, der muß ihm persönlich nahe treten. An ihm ist Alles Natur, Treue, Aufrichtigkeit. Selten trifft man wohl auch eine von aller kleinlichen Eitelkeit so völlig freie Persönlichkeit, wie Freiligrath, — keine Spur von Prunken mit seinen Werken oder Schicksalen. In des Dichters Heim zu Lown Clapton (London) herrscht der Geist echter deutscher Gemüthlichkeit und Gastlichkeit. Seiner liebenswürdigen, an Geist und Charakter gleich vortrefflichen Gattin zur Seite stehen zwei frisch aufgeblühte Töchter: Käthchen, gegenwärtig Braut, die geistvolle Uebersetzerin von dem westphälischen Sommerliede und dem Liede fürs schwarze Land in der englischen Zeitschrift 'The Athenaeum', und Louise. Von den drei Söhnen widmet sich der älteste, Wolfgang, dem Kaufmannsstande, der zweite, Otto, besuchte in diesem Sommer die Realschule in Elberfeld, der jüngste, Percy, ist auf der Universitätsschule in London. — Zur Zeit ist Freiligrath an der Brockhaus'schen Shakespeare-Uebersetzung beschäftigt; auch beabsichtigt er die Herausgabe eines Werkes über Robert Burns.

Druck von Leopold Schnauß in Leipzig.



